GRILLPARZER

von

H. SITTENBERGER






Erst wägen, dann wagen.

Geisteshelden

(Führende Geister)



Eine Sammlung von Biographien

Sechsundvierzigster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1904



Nach einem Stich von Dauthage a. d. Jahre 1853

Ist gleich seit ich dich kenne
Fast nur ein Augenblick,
Doch, wenn ich sähe dich nimmer,
Nehm' ich es nicht zurück.
Denn flüchtig in Sekunden
Zeigt das Geschick,
Was Jahre nicht gefunden
Gibt ein Moment das Glück;
Zwar ird'scher Werke Meister
Heißt Leben: lang am Stück,
Für Herzen und für Geister
Regiert der Augenblick.

Grillparzer am 6. März 821.

Grillparzer

Sein Leben und Wirken

Von

Hans Sittenberger

Mit Bildnis und Handschrift

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1904

Vorwort

Zwei Methoden gibt es, eine Biographie zu schreiben. Die eine strebt nach sozusagen aktenmäßiger Darstellung, und mosaikartig setzt sie das Lebensbild aus der Fülle der erreichbaren Daten zusammen; die andere geht, ohne natürlich auf Quellenstudium verzichten zu können, doch der Hauptsache nach auf das starke Gefühl von der Persönlichkeit dessen zurück, der geschildert werden soll. Die erste nennt sich nicht ganz zutreffend die objektive Methode; denn schon in der Beurteilung und Zusammenstellung des Materials liegt ein subjektives Moment. Die zweite macht aus ihrer Subjektivität kein Hehl, sie will ebensosehr Bekenntnis als Darstellung sein und folgt gewissermaßen einem lyrischen Zuge.

Diese zweite Art entspricht meiner Natur, und obschon ich ehrlich bestrebt war, den Tatsachen ihr Recht zu lassen, und mich sorgsam davor hütete, sie etwa nach meinem Geschmacke zu färben, so bekenne ich doch offen, daß ich Grillparzers Leben durchaus nicht sine ira und noch weniger sine studio geschildert habe. Man kann eben, wie mich dünkt, die Tatsachen sehr wohl würdigen, ohne ihnen gegenüber kühle Teilnahmslosigkeit zu bewahren.

Um die Einheitlichkeit der Darstellung nicht zu stören, habe ich auf allen gelehrten Apparat — genaue Angabe der

Quellen, urkundliche Belege, Nachweise aus der einschlägigen Literatur usw. — verzichtet. Dem Laien ist derlei gleichgiltig, der Fachmann aber wird mit geringer Mühe das Nötige selbst zu finden vermögen.

Daß meine Arbeit freundschaftlicher Förderung nicht entbehren konnte, ist selbstverständlich. Ganz besonders habe ich dem Direktor der Wiener Stadtbibliothek, Herrn Regierungsrat Dr. Karl Glossy zu danken, der mir in wahrhaft unerschöpflicher Liebenswürdigkeit mit sachkundigem Rat und Gefälligkeiten aller Art zur Seite stand.

Wien, November 1903.

Hans Sittenberger.

Inhalt



I

Einleitung

Franz Grillparzer wurde zu Wien am 15. Januar 1791 als der älteste von vier Brüdern geboren. Sein Vater, Dr. Wenzel Grillparzer, war ein wohlhabender Advokat, ein zwar nicht weitblickender, aber kerniger, aufrechter Mann, der in seinem Beruf und in der Sorge für die Familie rastlos tätig war. Allenthalben genoß er die größte Hochachtung und galt als ein Muster unwandelbarer Rechtlichkeit, wie es denn Grillparzer als sein schönstes Erbe bezeichnet, daß auch nicht das kleinste Stäubchen das Andenken seines Vaters verunziere.

Mit all seinen Anschauungen, seiner Geistesbildung wie seinen moralischen Grundsätzen, wurzelte er in den Ideen der Aufklärung, die unter dem genialen Josef II. auch Österreich sich erobert hatten. Aber während diese Aufklärung die Geister vielfach verweichlichte und in eine unklare, weibische, krankhaft schwärmende Empfindsamkeit einlullte, hatte sie den biederen Dr. Wenzel Grillparzer fest und klar gemacht. Es steckte wohl etwas von der stahlharten und scharfen Männlichkeit eines Lessing in seiner Natur, dem er sonst freilich — an Begabung wie auch an Umfang und Richtung seiner Bildung — so fern als möglich stand. Er war ein strenger Logiker, und das Zeugnis seines Sohnes besagt, daß er nichts so

tödlich haßte, wie die Phrase. Der Dichter schildert ihn in seiner Selbstbiographie als einen überaus ernsten, verschlossenen, fast kalten Mann, der selten gelacht und an die Seinen kaum einmal ein liebevoll inniges Wort gewendet habe. Dennoch dürfen wir nach seiner ganzen Lebensführung nicht zweifeln, daß er mit großer Liebe an seiner Familie hing. Aber in der Herbheit seiner Natur mangelte ihm wohl die Fähigkeit, sich zu geben, wie er im Innersten war; die Angst, weichlich und geziert zu erscheinen, die Scheu vor allem Getu' und Gerede, wie er es gut österreichisch genannt haben mag, ließ ihn immer wieder verschweigen, was er fühlte, und endlich wurzelt sich eine solche Übung so fest und zäh ein, daß sie nicht mehr im Belieben des Menschen steht, sondern ihn zwingt. Dazu kam noch eins: die Erziehung seiner Kinder hat er seinen Ansichten gemäß offenbar ausschließlich auf den Begriff der Pflicht gestellt; es schien ihm geraten, ihnen als oberste Autorität das Bewußtsein einzuimpfen, daß sie mit allem guten Verhalten nicht mehr täten, als was ihre Schuldigkeit sei, und er mochte fürchten, daß der heilige Respekt, den er von ihnen verlangte, unter Zärtlichkeitsbezeigungen leiden könne. Hand in Hand damit ging es, daß er — in Kleinigkeiten wenigstens — seine Familie mit einer gewissen gelinden Tyrannei behandelte. Selbst unschuldige Neigungen duldete er nicht, wenn er kein Verhältnis zu ihnen gewinnen konnte; dagegen fand er es selbstverständlich, daß seine eigenen Liebhabereien von Frau und Kindern geteilt würden. So schleppte er, selbst ein passionierter Spaziergänger, die Seinen auf weiten und ermüdenden Streifzügen in der Umgebung Wiens mit sich, fest überzeugt, ihnen damit eine große Freude zu bereiten, obwohl sie in Wirklichkeit unter den Strapazen seufzten.

Geselligen Freuden war er bei aller Verschlossenheit und peinlichen Zurückhaltung doch keineswegs abgeneigt. Im Gegenteil: er liebte es, von Zeit zu Zeit Freunde und Bekannte in größerer Zahl bei sich zu sehen und ergötzte sich weidlich an den klugen Gesprächen, die da geführt wurden. Bei solchen Gelegenheiten sah der sonst sparsame Mann darauf, daß der Tisch nur ja auf das reichlichste bestellt sei. Da kam eben der Wiener in ihm zum Durchbruch, der eine Ehre darein setzt, hie und da „etwas aufgehen zu lassen".

Vorwiegend Verstandesmensch, lassen sich an ihm nur spärliche Regungen der Phantasie entdecken. Als bezeichnend erwähnt Grillparzer, sein Vater habe, wenn er mit den Kindern in den Donauauen hinschlenderte, eine seltsame, fast kindische Freude daran gehabt, die Sandinseln im Strome mit selbstgewählten Namen zu belegen, wie etwa Seefahrer ein neuentdecktes Eiland taufen. Literarische Neigungen besaß er nicht, und der Dichtung seiner Zeit stand er, wie es scheint, völlig teilnahmlos gegenüber. Dagegen las er mit dem größten Behagen gruselige Räuber- und Ritterromane, wie sie damals zahlreich umliefen — an einem wissenschaftlich gebildeten Manne gewiß eine auffallende Erscheinung.

Grillparzers Mutter Marianne, geboren 1767, also um etwa vier Jahre jünger als ihr Gatte, stammte aus der alten, hochangesehenen und nicht unbegüterten Wiener Familie Sonnleithner. Echte Wiener Gastlichkeit und begeisterte Liebe zur Musik gaben diesem Hause sein Gepräge. Frau Mariannens Vater, Dr. Christof Sonnleithner, Hof- und Gerichtsadvokat und Hofrichter des Benediktinerstiftes zu den Schotten in Wien, genoß als Tonsetzer einen guten Ruf; seine Quartette erwarben ihm die Gewogenheit des kunstsinnigen Kaisers Josef. Vor

allem erfreute er sich der Freundschaft Haydns und Mozarts, die gern und viel in seinem Hause verkehrten. Im Hause seines Sohnes Ignaz fand das musikalische Wien im zweiten und dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts seinen Mittelpunkt. Hier trug Franz Schubert vor einem Kreise von Kennern zuerst seine Lieder vor, von hier flatterten sie hinaus in alle Welt. Ein anderer Bruder Frau Mariannens, Josef Ferdinand, verknüpfte seinen Namen mit der Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und der Errichtung des Konservatoriums; auch hat er umfangreiche Materialien zu einer Geschichte der Musik gesammelt. Ein etwas unsteter Geselle, versuchte er sich in den verschiedensten Berufen, ohne freilich in irgend einem etwas Gründliches zu leisten. So war er der Reihe nach Buchdrucker, Kreiskommissär, Vorleser bei Kaiser Josef, Konzipist bei der k. k. Hofkammer und Reisender für die Privatbibliothek des Kaisers Franz; von 1804 bis 1814 aber bekleidete er die Stelle eines Sekretärs der beiden Hoftheater, wie ihn denn überhaupt seine Neigung immer wieder zur Beschäftigung mit der Dichtkunst hindrängte. Er verfaßte viele Operntexte, bearbeitete griechische, französische und spanische Dramen — Tirso de Molina war sein besonderer Liebling — für die deutsche Bühne, gab die Werke des Wiener Possendichters Philipp Hafner heraus, war der erste Redakteur des vortrefflichen Taschenbuches „Aglaja", dessen Redaktion 1819 auf Josef Schreyvogel überging, und bekundete als lyrischer Dichter eine zwar bescheidene, aber unzweifelhafte Begabung. Ein dritter Bruder, Franz, war gleich ihm „Literat", sein Talent scheint aber noch weit dürftiger gewesen zu sein.

Daß Frau Marianne, aus dieser Familie stammend,

wesentlich anders veranlagt war als ihr Gatte, ist leicht zu sehen; aber noch mehr als dies: man darf sagen, daß sie in allem — nur nicht in der Rechtlichkeit — geradezu sein Widerspiel war. Seiner energischen, ja pedantischen Bestimmtheit stand ihre launische Fahrigkeit gegenüber, seiner kühlen Verschlossenheit die, wie es scheint, oft maßlose Heftigkeit ihrer Empfindung. War sein Wesen auf den Verstand gegründet, so war Gefühl die treibende Kraft ihrer Seele. Aber dieses Gefühl war früh schon angekränkelt, scheu und leicht verletzt, und vermochte in dieser harten Welt nicht recht heimisch zu werden. Eine überaus reizbare und ungezügelte Natur, war Grillparzers Mutter eine Beute der wechselvollsten Stimmungen; das fröhlichste Lachen wich oft plötzlich und ohne ersichtlichen Grund der tiefsten Niedergeschlagenheit. Wie alle Mitglieder ihrer Familie hatte sie Künstlerblut in den Adern; sie lebte gleich jenen in der Musik. Aber die Tonkunst brachte ihr nicht wie anderen Befreiung und Erhebung, sie war für sie eine tyrannische, dämonische Macht, die sie anzog, um ihr die tiefsten Qualen zu bereiten; ja sie wirkte geradezu zerrüttend auf ihre Seele. Mehr und mehr vergrämte sich — unter mancherlei schweren Schicksalsschlägen — das Gemüt der armen Frau, und mit den Ausbrüchen ihrer Laune schuf sie sich und den Ihren bittere Stunden. Schließlich scheint sie jede Herrschaft über sich verloren zu haben und bisweilen zu förmlicher Selbstpeinigung geschritten zu sein. So entzog sie sich, wie ein Brief ihres Sohnes Kamillo andeutet, oft vorsätzlich den Schlaf.

Aus demselben Brief erfahren wir, „daß ihr Bildung fehlte, da sie wegen steter Krankheit in der Jugend keine Erziehung genoß.“ Auch darin war sie also ihrem Gatten ungleich, der sich immerhin zu den Erleuchteten seiner

Zeit rechnen durfte. Ihr Mangel an Bildung scheint sogar recht auffallend gewesen zu sein, und man tut kaum unrecht, wenn man selbst von ihren ursprünglichen Verstandesgaben ziemlich gering denkt. Trotz alledem besaß sie eine größere geistige Beweglichkeit als der wackere Dr. Wenzel Grillparzer samt seinem soliden Verstande. Ihre künstlerische Natur vermochte eben, ahnend und fühlend sich auch in Dinge hineinzuleben, die ihren Begriffen ferne waren, und weit besser als ihr Mann verstand sie in der Seele ihres Erstgeborenen zu lesen.

Zwei Welten standen so in den beiden Gatten einander gegenüber, und fast seltsam berührt es, zu sehen, wie die Unterschiede ihres Wesens selbst in kleinen Zügen zum Ausdruck kamen. So war, um nur eines zu erwähnen, Dr. Grillparzer ein vortrefflicher, ja peinlich genauer Wirtschafter; Frau Marianne dagegen brachte es, wie ihr Sohn lächelnd bekennt, trotz aller Mühe nie dazu, ihr Hauswesen in richtiger Ordnung zu halten.

Wie diese beiden grundverschiedenen Menschen innerlich zueinander standen, wissen wir nicht. Zank und Hader hat es zwischen ihnen wohl nicht gegeben, wenigstens hören wir nichts davon. Aber alles scheint darauf hinzudeuten, daß sie eine freudlose Ehe geführt haben.

Sicher jedoch ist das eine, daß die Gegensätze der väterlichen und mütterlichen Natur in Grillparzers Seele unheilvoll nebeneinander aufwuchsen. Unter diesem Erbe hat er zeitlebens gelitten, obwohl es zugleich der Grund seiner Größe wurde. Hätten sich in ihm die Anlagen der Eltern, wie das trotz ihrer Verschiedenheit wohl denkbar ist, zu einer Einheit zusammengeschlossen, er wäre eine Glücksnatur, ein Sonnenkind wie Goethe geworden. Allein von der schweren Gemütskrankheit seiner Mutter war ein Keim auch in seine Seele übergegangen, der mühe=

voll niedergehalten sich doch nicht ganz unterdrücken ließ, und der hinderte wohl eine so glückliche Verschmelzung. Verstandesmensch und Stimmungsmensch standen in Grillparzer allzeit beinahe feindlich gegenüber, sie befehdeten einander auf das bitterste, ohne daß einer zuletzt Sieger geblieben wäre. Im Tiefsten seines Wesens musikalisch, leicht entflammt und von einer Stimmung hingerissen, vermochte sich Grillparzer zu den freiesten Höhen der Empfindung und Phantasie aufzuschwingen. Aber allsobald meldete sich der mürrische Verstand, unbarmherzig krittelnd und nörgelnd, und ruhte nicht eher, als bis die schönste Stimmung erschlagen war und die Phantasie todmüde die Flügel sinken ließ. Dann grämte sich der Arme, wühlte sich in selbstquälerische Gedanken förmlich ein, bis ihn wieder eine Stimmung gewaltsam emporriß. So wechselten Momente überschwenglichsten Selbstbewußtseins mit Augenblicken wahren Kleinheitswahns, und bitter bekennt er, daß er die so schmerzlich ersehnte, so glühend erstrebte Ausgeglichenheit der Seele nie errungen habe.

Zu diesen angeborenen Gegensätzen seiner Natur gesellten sich — unglücklich genug — noch manche andere, die ihm von außen her, im öffentlichen Leben Österreichs jener Zeit und in seiner Erziehung entgegentraten.

Die freiheitliche Bewegung, die unter Josefs glorreicher Regierung just die besten Geister ergriffen hatte, war schon unter Leopold wesentlich eingedämmt worden; unter Franz wurde sie geradezu als verbrecherisch bezeichnet. Die Staatsgewalt dehnte ihre Macht begehrlich aus, und jeder einzelne bekam ihren lähmenden Druck zu spüren. Die Untertanen zu unbedingtem Gehorsam zu erziehen, war das oberste Ziel der Regierenden. Willenlose Werkzeuge wollte man haben, deren man sich nach

Belieben bedienen konnte. Gefügigkeit galt mehr als Leistung, eigene Gedanken schienen gefährlich. Dem Staate war alles erlaubt, die Rechte des Individuums wurden auf das äußerste eingeschränkt; nicht viel mehr als das Recht zu leben blieb unangetastet. Man vigilierte streng auf das Privatleben, eifriger als Handlungen wurden Gesinnungen zur Verantwortung gezogen.

Dieser rücksichtslosen Gewalt entsprach aber keineswegs wirkliche Macht und Kraft. Im Gegenteil! Die öffentlichen Zustände Österreichs zeigten den kläglichsten Verfall. Die Finanzen waren auf das übelste bestellt, das Vermögen der Bürger den gefährlichsten Schwankungen ausgesetzt. Handel und Verkehr wurden durch allerlei lästige Bestimmungen in ihrer Entwicklung gehemmt. Das überaus schleppende Gerichtsverfahren legte dem Rechtsuchenden schwere Lasten auf und bot ihm keinerlei Schutz gegen Chikanen aller Art, ja nicht einmal gegen Willkür. Das Heer war schlecht organisiert und noch schlechter geführt; unfähige Generale verschuldeten Niederlage auf Niederlage, schweres Ungemach brach über die Monarchie herein, endlich erlag sie den Streichen des Korsen.

Schlimmer war es noch, daß es der Staatsgewalt bei aller Härte an Strammheit und Stetigkeit fehlte; die Schuld daran traf vor allem die österreichische Bureaukratie. Wohl gab es in ihr so gut wie anderwärts redliche Leute und gescheite Köpfe, aber gegen den allgemeinen Schlendrian vermochten sie nicht aufzukommen. Ungebildete und faule Streber liefen ihnen den Rang ab. Geschrieben, dekretiert wurde sehr viel, getan sehr wenig. Es gab eine verwirrende Fülle von Verordnungen, die das Leben bis in seine intimsten Details unter Aufsicht stellten, aber in der Durchführung ließ man oft eine unglaubliche Lässigkeit walten. In echt österreichischer Gemütlichkeit

„nahm man es nicht so genau". Von Grillparzers Onkel Ignaz Sonnleithner rührt das Witzwort her, daß die Vorschriften in Wien nur von elf bis zwölf Uhr mittags Geltung hätten. Aber sie waren einmal da, diese Vorschriften, und wurden gegebenen Falles hervorgesucht, um einem „mißliebigen Subjekt" das Leben so sauer als möglich zu machen.

Zu alledem kam noch, daß sich die Josefinischen Ideen, so sehr sie verpönt waren, doch nicht einfach abtun ließen. Sie flüchteten nur vom offenen Markt in die verschwiegene Stube. Im vertrauten Freundeskreise äußerte man Gesinnungen, die man sonst wohl verborgen hielt. Unter den Gebildeten war die Klage über den geisttötenden Druck der Zeit allgemein, sehnsüchtig blickte man auf die freiere Vergangenheit zurück wie auf ein Idol, an dem man sich aufrichten könne. Gerade in dem Kreise, in dem Grillparzer aufwuchs, waren solche Gesinnungen daheim; sein Vater war Josefiner durch und durch, und er trug Sorge dafür, daß seine aufgeklärten Überzeugungen auch auf seinen Sohn übergingen. Der hat denn auch zeitlebens treu daran festgehalten. Aber der Gegensatz zwischen dem, was er für recht hielt, und dem, was im öffentlichen Leben für recht galt, muß ihm früh schon bewußt geworden sein. Auch hat er gewiß sehr bald erkannt, mit welchem Schwachmut der Freisinn gemeiniglich einherging. Daß man seine Gesinnungen nicht offen zu bekennen wagte, mochte noch begreiflich sein; die Furcht vor Verfolgung konnte das entschuldigen. Aber so mancher, der im stillen auf die Regierung schalt und sich gar aufgeklärt gebärdete, verleugnete nach außen hin seine Überzeugung und strebte heuchlerisch nach der Gunst der Machthaber.

Dasselbe Mißverhältnis, das sich auf politischem Ge-

biete zwischen Vorschrift und Durchführung zeigte, äußerte sich auch auf anderen Gebieten, vor allem auf dem des Unterrichts. Der Studienplan war nicht schlechter als der in anderen Ländern, aber unfähige Lehrer verdarben ihn. Man stellte an die Schüler ziemlich hohe Anforderungen, allein man war schließlich mit sehr wenigem zufrieden, wenn nur die religiöse Gesinnung nichts zu wünschen übrig ließ. Grillparzers Vater zeigte übrigens nicht größere Konsequenz. Er war keineswegs sparsam mit äußerst strengen Geboten, aber er kümmerte sich nicht darum, ob sie von den Kindern auch befolgt würden, und nur wenn das Mißlingen seiner Absicht sich gar nicht mehr übersehen ließ, griff er wieder mit harter Hand ein.

Solcher Mangel an Übereinstimmung war allenthalben zu sehen. Das Schlimmste aber war, daß man darin nicht eine Ausnahme, sondern geradezu die Regel erblickte. Die guten Wiener fanden sich prächtig damit ab. Kein Zweifel: sie wußten, daß es nicht in der Ordnung sei, und scharfzüngig, wie sie waren, mochten sie sich gelegentlich darüber lustig machen, aber die Dinge zu ändern, so viel an ihrem Teil war, fiel ihnen nicht ein. Warum auch? Man mußte einfach mit den Verhältnissen rechnen. Dieses Hin- und Herschaukeln hatte sogar einen eigenen Reiz.

Ähnliche Gegensätze zeigten sich auch in der heimischen Literatur. Unter Maria Theresia, mehr noch unter Josef II. nahm Österreich nach langem Verstummen wieder teil an dem literarischen Leben der deutschen Nation. Josef selbst suchte zu fördern, so viel in seinen Kräften stand. Mit manchen Größen der deutschen Dichtung jener Zeit wurde von Wien aus Verbindung gesucht. Klopstock, Wieland, Lessing sollten für die Hauptstadt gewonnen werden. Allein die lässig angeknüpften Beziehungen

führten zu keinem Ergebnis. Die politischen Ereignisse nahmen Josefs ganze Tatkraft in Anspruch, auch scheint es, daß in dieser reichen Natur just der literarische Geschmack am wenigsten ausgebildet war.

Aber die Anregungen, einmal gegeben, wirkten mächtig fort. Ein fast gewaltsames Bildungsstreben überkam das bisher so beschauliche Österreich. Die Lorbeeren der sächsischen, preußischen und schwäbischen Dichter ließen die heimischen Geister nicht ruhen. Mit redlichem Bemühen, wenn auch mit ungenügenden Kräften, eiferte man ihnen nach. Die Jesuiten Denis und Mastalier sangen Oden in Klopstockscher Manier und vermehrten so das ohnedies nicht gerade liebliche Bardengeheul. Der Exjesuit Alois Blumauer und der Advokat Johann Baptist von Alxinger — jener bajuvarisch derb, doch nicht ohne gesunden Witz, dieser weit feiner, dafür auch schwächlicher — gingen auf den Pfaden Wielands einher. Der Nikolsburger Jude Josef von Sonnenfels, den man sehr mit Unrecht den Wiener Lessing genannt hat, da weit mehr von dem philiströsen Magisterverstand Gottscheds als von dem Genie des Hamburger Dramaturgen in ihm zu spüren ist, setzte eine Lebensarbeit darein, Österreich dem regelmäßigen Schauspiele zu gewinnen. Kornelius von Ayrenhoff, der als Feldmarschalleutnant starb, suchte praktisch auszuführen, was Sonnenfels theoretisch verlangte, und schrieb eine Anzahl von Dramen, denen man Ehre genug antut, wenn man von ihnen sagt, daß sie sich eng an die Regeln der Franzosen hielten. Tobias Philipp Freiherr von Gebler, von Geburt allerdings Thüringer, aber österreichischer Staatsmann, verfaßte gleich ihm Trauer- und Lustspiele nach dem Herzen Gottscheds. In etwas späterer Zeit suchte Heinrich von Collin mit der breiten Rhetorik seiner Römerdramen sein leuchtendes Vorbild Schiller

zu erreichen. Die Philosophie Kants fand in Wien zwar wenige aber eifrige Bewunderer, die Verbindung mit den Kantianern außerhalb des engeren Vaterlandes suchten. Kurz, es war über die Leute ein wahrer Feuereifer gekommen: sie schienen auf jede Weise zeigen zu wollen, daß man hier in Österreich längst nachgeholt habe, was etwa versäumt war, und nicht weniger gebildet sei, als in anderen deutschen Ländern. So hatte die junge Literatur des Donaustaates etwas von der komischen Großtuerei eines Parvenü an sich, der es dem reichen Nachbar mit allen Mitteln gleich-, wennschon nicht zuvortun will.

Bildung war auf einmal Trumpf geworden. Aber neben dieser künstlich gezüchteten Poesie, die ihren Zusammenhang mit der deutschen Kultur ziemlich aufdringlich betonte, blühte in Wien — wenigstens auf dem Gebiete des Dramas — von alters her eine Kunst, die sich von Bildung freilich so fern als möglich hielt, ja wohl gar in Unfläterei versank, dafür aber einen großen, entscheidenden Vorzug bewahrte: den lebendigen Pulsschlag echt volkstümlicher Tradition. Die Wiener Hanswurstbühne eines Stranitzky und Prehauser setzte die nationale Kunstübung früherer Zeiten einseitig zwar, aber bei manchem fremden Einschlag doch ziemlich getreu fort. Im Reiche draußen hatten die religiösen Streitigkeiten, die alles Interesse an sich zogen, die theaterfeindliche Haltung der lutherischen Geistlichkeit und nicht zuletzt die furchtbaren Schrecken des dreißigjährigen Krieges jede Lust an der volkstümlichen Schaubühne zurückgedrängt; in Österreich dagegen, besonders in Wien, hatte sich die Freude daran erhalten. Freilich, die Überlieferung, die sich hier als fortdauernd wirksam erwies, wurzelte nicht mehr in den Instinkten eines ganzen, großen Volkes, sie war auf einen einzelnen und nicht einmal den bedeutendsten Stamm der deutschen

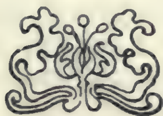
Nation beschränkt worden, ja genau genommen nur auf die Bevölkerung einer einzigen Stadt, und so ist es wohl begreiflich, daß sie nicht mehr im stande war, sich zu großen Schöpfungen aufzuraffen. Gemäß dem hervorstechendsten Zuge im Wiener Volkscharakter bevorzugte sie das Derbkomische, das grotesk Lustige, das Pudelnärrische und führte, wie das gar nicht anders möglich war, zu immer größerer Verflachung. Aber daß sie neben all der Dichtung, die aus der Gelehrtenstube hervorging, fast allein an dem Zusammenhang mit volkstümlichem Empfinden und volkstümlicher Anschauung festhielt, verlieh ihr eine Bedeutung, die weit über den künstlerischen Wert ihrer einzelnen Leistungen hinausreichte. Das gab ihr auch die zähe Lebenskraft, die allen Anfeindungen schließlich doch siegreich widerstand. Wohl hatte sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schwere Zeiten zu bestehen. Die Gebildeten Wiens, allen voran Josef von Sonnenfels, von der Kaiserin Maria Theresia mächtig unterstützt, führten gegen die Hanswurstbühne einen Kampf auf Tod und Leben. Der geniale Josef von Kurz, der letzte Vertreter der Stegreifkomödie, eine fast tragische Persönlichkeit, weil er nach den glänzendsten Erfolgen seiner Kunst auch deren tiefsten Fall miterleben mußte, wurde von dem Wiener Publikum, das ihn einst verhätschelt hatte, unbarmherzig ausgepfiffen, und Sonnenfels durfte sich rühmen, er habe den Hanswurst mausetot geschlagen. Die Gründung des Hof- und Nationaltheaters (1776) ist sein Verdienst; das gebildete Drama sollte hier eine Stätte feinster Pflege finden. Aber schon wenige Jahre darnach — 1780 — tat Karl von Marinelli das Leopoldstädter Theater auf, und hier feierte der alte Hanswurst, freilich unter verändertem Namen, eine fröhliche Urständ. Er hieß nun Kasperl, Staberl, Thaddädl, aber

wenn auch die Maske gewechselt hatte, im Grunde war's doch dieselbe Person geblieben. Die Feen- und Ritterstücke, die man gab, konnten und wollten ihre Verwandtschaft mit den Erzeugnissen der alten Stegreifkomödie nicht verleugnen, und wenn in dieser der Dialog ganz und gar den augenblicklichen Einfällen der Schauspieler überlassen war, so bildete in jenem wenigstens das witzige Extempore einen Hauptreiz der schauspielerischen Leistung. Die Neigung des Wiener Publikums wendete sich dann auch sofort der Leopoldstädter Bühne zu; hatte man an einem Abende, wie sich's für gebildete Leute schickte, im Hof- und Nationaltheater poetisch geschwärmt, so wollte man dafür wenigstens an zwei Abenden in der Leopoldstadt recht von Herzen lustig sein.

Zwischen dem Hoftheater und der Leopoldstädter Bühne ist Grillparzer aufgewachsen. Sein Ehrgeiz und sein früh gereifter künstlerischer Geschmack zogen ihn zu jenem hin, er erbaute sich an den Werken Goethes, Schillers, Shakespeares und fand in ihnen das ferne Wegziel seines Strebens; sein wienerisches Blut aber lockte immer wieder nach der Leopoldstadt hinüber, nach der bunten Schaupracht und der souveränen Dreistigkeit der Märchendramen, die bei aller Abgeschmacktheit doch soviel Ursprüngliches und Echtes bewahrten. Zu einem friedlichen Vergleich zwischen den beiden Kunstrichtungen hat er es nie gebracht. In seinen Werken freilich haben sie einen unlöslichen Bund geschlossen, in seinem Empfinden aber, in seinen Anschauungen schwankte er zeitlebens unsicher zwischen ihnen hin und her. Der Bildungsmensch in ihm urteilt bisweilen mit einer geradezu unbegreiflichen Härte über alles, was Volkspoesie ist. Roh und plump erscheint sie ihm, und mit einer verächtlichen Handbewegung weist er sie von sich. Zu anderen Zeiten wieder

schmält er auf die „Bildungspoesie" der Weimarer in den heftigsten Ausdrücken, und er flüchtet sich, von ihr im tiefsten unbefriedigt, zu den spanischen Dramatikern, deren Werke den Leopoldstädter Feenstücken weit verwandter sind, als den Dramen Schillers.

So war Grillparzers Jugend in eine Fülle von Gegensätzen hineingestellt, zwischen denen es keinen Ausgleich gab. Sie hemmten die Entwicklung seiner Kinder- und Jünglingsjahre, sie störten ihn, je deutlicher er sich ihrer bewußt wurde. Sich von ihnen zu befreien, sich über sie zu stellen, gelang ihm nie, auch nicht als gereiftem Manne. Sein ganzes Wesen ging auf in der Sehnsucht nach Einheit, Frieden, Harmonie, und er stieß sich wund an den Widersprüchen, die ihm jeder neue Tag enthüllte, an dem tiefen, unheilbaren Zwiespalt seiner eigenen Natur. Daran ist seine Kraft so früh erlahmt, deshalb verstummte der Dichter, als er in die Vollkraft der Jahre kam, mürrisch, verdrossen, mit sich und der Welt zerfallen.



II

Kinderjahre und Gymnasialzeit

Die Eltern Grillparzers hatten auf dem sogenannten „Bauernmarkte", einer Gasse in der Nähe des Stefansplatzes, also mitten im Herzen der Stadt, eine weitläufige Wohnung bezogen. Die Fenster gingen teils auf einen kleinen, finsteren Hof hinaus — „Lichthof" nennt man in Wien einen solchen Schacht — teils öffneten sie sich nach einem engen, düsteren und schmutzigen Sackgäßchen. In den beinahe unheimlich großen Zimmern herrschte jahraus, jahrein trübe, gespenstische Dämmerung. Nur das Arbeitszimmer des Vaters machte darin eine Ausnahme. Hier herein fielen an Sommertagen um die Mittagszeit etliche verlorene Sonnenstrahlen. „Wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden," berichtet Grillparzer in seiner Selbstbiographie. Es ist wie ein Symbol für die Freudlosigkeit seiner Kindheit.

Das Unfreundliche der Wohnung wurde noch dadurch erhöht, daß sie sich über allerhand dunkle Gänge und Treppen gleichsam ins Unermeßliche zu verlieren schien. Gewisse Teile der Wohnung durften von den Kindern nicht betreten werden, und das Verbot lockte die Neugier, die bald eine Beimischung von Grauen erhielt, weil sich für das Verbot keine ausreichende Erklärung finden ließ. Be-

sonders die sogenannte „Holzlage“, ein völlig lichtloses Gewölbe von ungeheurer Ausdehnung, in dem Treppen nach höher gelegenen Räumen führten, erweckte in dem kleinen Franz ein geheimes Gruseln. Seine aufgeregte Phantasie bevölkerte das modrige Gelaß mit Räubern und Gespenstern, und nur schwer vermochte er sich dann und wann zu entschließen, das Gewölbe zu betreten.

In dieser Wohnung wuchs Grillparzer mit zwei jüngeren Brüdern auf – ein vierter sollte sich erst spät hinzugesellen. Aber zwischen den Kindern gab es wenig Gemeinsamkeit. Karl, der Zweitgeborene, war ein trotziger, störrischer Knabe, jähzornig und nicht geneigt, sich anzuschließen. Der Drittgeborene, Kamillo mit Namen, ein bildschönes Kind und von den Frauen verhätschelt, legte von früh auf durchaus weibliche Neigungen an den Tag; Häkeln und Stricken war seine Lieblingsbeschäftigung, und für Knabenspiele zeigte er wenig Sinn. So war Grillparzer schon in seinen ersten Lebensjahren, obwohl von Geschwistern umgeben, doch im innersten einsam.

In dieses trübselige Leben wurde etwas Abwechselung gebracht, als der Vater gemeinsam mit seiner Schwiegermutter und einem Schwager ein Landhaus in Enzersdorf kaufte, wo die Familien den Sommer über wohnten. Die Vettern Grillparzers, wie es scheint recht lebhafte Jungen, wären treffliche Spielkameraden gewesen. Aber die Vereinsamung hatte den kleinen Franz schon zu scheu gemacht, es fehlte ihm an der richtigen Kinderfröhlichkeit. Überdies bekam das Gruseln, das ihm die Stadtwohnung eingeflößt, hier neue Nahrung. Auch hier gab es nämlich allerlei Verbote. So hatten die Kinder den hintersten Teil des Gartens, der sich zwischen einem Teich und der Gartenmauer hinzog, zu meiden. Wuchernder Lattich dehnte da unter dichtem Gebüsch seine breiten Blätter,

und die feuchte Dämmerung dieses stillen Winkels hatte für Franz etwas schauerlich Geheimnisvolles.

Wie gesättigt seine Phantasie damals mit Gespenstervorstellungen war, dafür erwähnt er selbst einen ungemein bezeichnenden Vorfall. Er spielte einst mit seinem Bruder Karl allein im gemeinschaftlichen Speisesaale; plötzlich schrieen beide Kinder zu gleicher Zeit auf; sie hatten, wie sie den Herbeikommenden erzählten, einen Geist erblickt. Auf die Fragen, wie dieser Geist denn ausgesehen habe, antwortete Karl nüchtern genug: wie ein „Hörndler" (Hirschkäfer). Franz aber, phantastischer als er, erklärte, es sei eine schwarze Frau mit einem großen Schleier gewesen. Daß Grillparzer noch in seinem Alter sich dieses Vorfalls erinnerte, beweist, wie tief der Eindruck in seiner Seele haftete, und unmöglich scheint es nicht, daß damals zuerst die Ahnfrau an seinem aufgeregten Sinn vorüberschwebte.

In Enzersdorf wurde er mit den Anfangsgründen der Bildung bekannt gemacht. Ein alter Schulmeister weihte ihn in die Geheimnisse des Buchstabierens ein, ohne daß aber der Schüler, wie es scheint, wesentliche Fortschritte gemacht hätte. Da Franz offenbar schon damals musikalische Anlage verriet, beschloß die Mutter, ihrem Liebling das Klavierspiel beizubringen. Sie selbst leitete den Unterricht. Allein mit der leidenschaftlichen Heftigkeit ihrer Natur brachte sie sich um jeden Erfolg. Das begreifliche Ungeschick des Anfängers reizte die sonst so zärtliche Frau zu schweren Zornesausbrüchen, unter denen der leicht verstörte Knabe auf das bitterste litt. So wurde ihm das Klavierspiel gleich im Anfange, wie er selbst sagt, zu einer Höllenqual.

Die Mutter begriff bald ihre Unfähigkeit zum Unterricht, und in die Stadt zurückgekehrt, nahm man für

Franz einen Klavierlehrer auf. Leider war die Wahl keine glückliche. Johann Mederitsch, oder wie er gewöhnlich genannt wurde: Gallus, war ein Sonderling, dem es ebenso an ernstem Fleiß wie an jeder vernünftigen Methode fehlte. Er führte seinen Zögling in den bezifferten Baß ein, vernachlässigte aber gänzlich seine technische Ausbildung. Übrigens trieb er während des Unterrichts die kindischsten Possen, und Grillparzer berichtet, er sei mit seinem Lehrer mehr unter dem Klavier herumgekrochen, als daß sie darauf gespielt hätten. Die Mutter sah das alles, ließ sich aber besänftigen, da Gallus am Schluß der Stunde so herrlich zu phantasieren pflegte, daß sie sich daran nicht satt hören konnte.

Als Gallus häufiger und häufiger ausblieb, trat seine Schwester an seine Stelle; später übernahm eine andere Dame den Unterricht, an dem nun auch Kamillo teilhatte. Grillparzers Abneigung gegen das Klavierspiel verlor sich nicht, ja sie wurde nur noch heftiger, als ihm der Vater seinen sehnlichen Wunsch, die Violine zu erlernen, kurz verweigerte. Trotz alledem und obwohl er selbst das Gegenteil behauptet, muß er in dieser Zeit doch etwas Tüchtiges gelernt und sich auch eine bedeutende technische Fertigkeit angeeignet haben. Ein eigenartiger Vorfall, der äußerst bezeichnend ist für die scheue Zaghaftigkeit seines Wesens, führte übrigens zum plötzlichen Abbruch seiner musikalischen Studien. Grillparzers Vater gab eine große Gesellschaft, und Franz sollte gleich seinem Bruder Kamillo die Anwesenden durch sein Klavierspiel unterhalten. Er aber verkroch sich in das Bett eines Bedienten und kam nicht eher zum Vorschein, als bis die Gäste sich entfernt hatten. Der Vater, weidlich erzürnt über diese Unvernunft und Undankbarkeit, ließ den musikalischen Unterricht als zwecklos ein-

stellen, und von dieser Stunde an hat Franz durch fast acht Jahre keine Taste mehr berührt.

Die Unterweisung in den Schulgegenständen nahm mittlerweile ihren Fortgang — nicht immer auf ebenen Wegen, aber im ganzen mit leidlichem Erfolge. Von Gallus' Schwester, die doch eigentlich seine Klaviermeisterin war, lernte er unter der Hand das Lesen, wie er denn auch später zu öfteren Malen nebenher sich etwas aneignete, was er auf die vorgeschriebene Art nicht erreicht hatte.

Obwohl ihm die nötigen Kenntnisse im Rechnen und in der Sprachlehre abgingen, wurde er doch gleich in die zweite Klasse einer Privatschule aufgenommen. An ordentlicher Zucht mangelte es. Der Vater drängte vorwärts und meinte, die Lücken würden sich ausfüllen lassen, der Knabe betrieb das, wozu er gerade Lust hatte, und die Lehrer drückten gelegentlich beide Augen zu. Grillparzer absolvierte die Schule, stand aber nach wie vor mit dem Rechnen und der Grammatik auf schlechtem Fuße. Mit dieser hat er sich später allerdings vertraut gemacht, jenes aber blieb ihm bis zum Ende seines Lebens eine kitzlige Sache.

In diese Zeit fällt auch die erste Lektüre Grillparzers. Etwas kraus war es damit bestellt. Er las, was ihm gerade in die Hand kam: das Neue Testament, die Wundergeschichten des Paters Kochem, das Textbuch der Zauberflöte, in das ihm das Stubenmädchen Einblick gewährte, und eine Übersetzung des Quintus Curtius, die ihm ein versoffener Tischler schenkte. So bunt und so scheinbar ungeeignet diese Lektüre war, so bleibende Eindrücke verdankte er ihr. Er las nicht wie andere Kinder mit den Augen, er las mit seiner lebhaften, tief eindringenden Phantasie. Das Lesen war für ihn eine Arbeit, die den

ganzen kleinen Menschen hernahm, und wenn er ein Buch aufgeschlagen in Händen hielt, so sah er ins Leben hinein. Alles wurde in seinem Geist zu konkreten, greifbaren Vorstellungen, und was er etwa nicht verstand, das schuf ihm Ahnungen, die mächtig spornten. Er hatte offenbar das Talent, aus jedem Buche gerade das zu holen, was er brauchte, darum war auch jede Lektüre für ihn recht.

Die Heiligengeschichten Pater Kochems nährten seine religiöse Schwärmerei, die schon durch den Besuch der katholischen Kirchen mit ihrem mystischen Dämmer und Weihrauchduft, durch das Gepränge des Meßopfers, den Pomp der österlichen Zeremonien und dergleichen geweckt war. Er verspürte große Lust, den Märtyrern nachzueifern, und wollte Geistlicher werden. Von seinem Bruder assistiert, las er daheim vor einem improvisierten Altare Messen und hielt von einem Stuhle herab Predigten, wie das einst der junge Schiller getan. Aber während diesen ein echter Predigerdrang dazu getrieben hatte, lockte den kleinen Grillparzer mehr das Ausdrucks- und Wirkungsvolle der Situation. Um es kurz zu sagen: er spielte sich und seinem Publikum, das zumeist nur aus der alten Köchin bestand, eine schöne Komödie vor.

Gerade in seiner religiösen Erziehung zeigte sich ja auch ein bemerkenswerter Zwiespalt. Katholische Anschauungen, Wunderglaube, mystische Überschwenglichkeit des Gefühls wurden ihm durch die Schule und die öffentlichen Gebräuche nahe gebracht. Daheim aber begegnete all dies — wenigstens auf Seite des Vaters — einer äußerst kühlen Skepsis. Dem Knaben, der sicherlich scharf beobachtete, mußte auf diese Weise früh die Sicherheit des Empfindens verloren gehen. So war seine religiöse Schwärmerei in der Tat mehr ein Spiel der Phantasie

als Gefühlssache. Als er nun gar gelegentlich eine schroff atheistische Äußerung seines Vaters aufschnappte, war es mit seiner Gläubigkeit ein- für allemal vorüber.

Ab und zu wurde Grillparzer nun auch ins Theater geführt. Eine italienische Oper war das erste Stück, das er sah. Sie langweilte ihn, und nur an einer burlesken Szene fand er Gefallen. Es scheint fast, daß der Gesang ihn störte, und das ist um so bezeichnender, als er ja trotz seiner Abneigung gegen das Klavier eine große Empfänglichkeit für Musik besaß. Ward ein Namenstag der Kinder begangen, so schloß die Feier gewöhnlich mit einem Besuch des Leopoldstädter Theaters, und hier gefiel es Grillparzer schon besser. Der Reichtum an aufregenden Geschehnissen, die lebhafte Pracht der Szenenbilder, die zahlreichen, kunstvoll ausgeführten Verwandlungen machten einen starken Eindruck auf das Gemüt des schaulustigen Knaben. Ein Vetter, der in der Kanzlei von Grillparzers Vater beschäftigt war, verschaffte ihm heimlich allerhand Komödienbücher, die natürlich verschlungen wurden. All das regte zur Nachahmung an. Mit seinen Brüdern, einem Vetter namens Albert Koll und dem Töchterchen des Klavierlehrers Gallus führte der kleine Franz allerhand Ritterstücke auf, deren Verlauf er freilich nur ganz im allgemeinen bestimmt hatte und die zuletzt regelmäßig in eine Prügelei ausgingen. Aus den abgelegten Kleidern der Mutter wurden die nötigen Kostüme zurechtgeschnitten. Als aber ein entfernter Verwandter, der, obwohl bedeutend älter, gleichfalls mittat, den Brüdern unter dem Vorwande, Helme und dergleichen zu beschaffen, Geld aus der Sparbüchse lockte, fand die ganze Herrlichkeit ein jähes Ende.

Mittlerweile war Franzens Vorbildung so weit gediehen, daß man mit dem lateinischen Unterrichte beginnen

konnte. Grillparzers Vater, der seinen Sohn nicht in die öffentliche Schule schicken mochte, nahm einen Hauslehrer auf. Bedauerlicherweise traf er auch hierin nicht die richtige Wahl. Gärtner, der neuengagierte Hofmeister, war just so ein Sonderling wie Gallus. Ein „sonderbares Gemisch von innerem Fleiß und äußerlicher Indolenz" sagt ihm Grillparzer nach. Ursprünglich Theologe, warf er sich dann auf die Medizin und schließlich auf die Jurisprudenz. Ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und gediegener Bildung, aber unordentlich und träge, wußte er sich bei seinen Schülern nicht den mindesten Respekt zu verschaffen. So maßlos träge war er, daß er nicht einmal die Schulbücher für seine Zöglinge anschaffte, und fast ein Jahr verging, ohne daß irgend etwas gelernt wurde. Durch einen Zufall kam der Vater, dem der Lehrer als Vertrauensperson galt, die er nicht überwachen wollte, auf die heillose Mißwirtschaft. Es wurde großes Gericht gehalten und Gärtner seines Postens entlassen.

Allein die Prüfung stand vor der Tür, und guter Rat war teuer, zumal Dr. Wenzel Grillparzer als gestrenger Vater und genauer Rechner das Jahr, das mit Nichtstun hingegangen war, durchaus nicht wollte verloren geben. So wurde denn ein neuer Lehrer bestellt, der binnen wenig Wochen dem armen Franz die versäumten und doch so nötigen Kenntnisse eintrichtern sollte. Die Prüfung kam heran, das Opferlamm hatte kaum Aussicht, sie zu bestehen. Aber der Examinator war ein leidenschaftlicher Gartenfreund, und Dr. Wenzel sendete ihm in Würdigung dieses Umstandes ein halb Dutzend prächtiger Oleanderstöcke in Kübeln. Das tat seine Wirkung, Franz kam durchs Examen und wurde in die zweite Klasse versetzt. Immerhin ist es sehr charakteristisch, daß der-

selbe Dr. Grillparzer, der allenthalben als ein Muster katonischer Redlichkeit galt und selbst gewiß keinen unrechten Kreuzer in die Tasche gesteckt hätte, es doch nicht bedenklich fand, die Gewissenhaftigkeit eines Lehrers in Versuchung und, wie der Erfolg zeigte, zu Falle zu bringen.

In der Lateinschule zu St. Anna machte Franz nur höchst mittelmäßige Fortschritte. Der Eifer, den er anfänglich an den Tag legte, erkaltete, da er sich als vergeblich erwies, mehr und mehr, und so beschränkte sich Grillparzer auf das schlechterdings Unerläßliche.

Dafür aber ergab er sich in den schulfreien Stunden mit wahrer Leidenschaft einer ausgebreiteten Lektüre. Die Bibliothek einer Tante und die des Vaters steuerten dazu bei. Damals zuerst scheint er mit hervorragenden Werken der poetischen Literatur bekannt geworden zu sein. Gozzis „Rabe" zog ihn mächtig an, und die süßlichen Idyllen Geßners entzückten ihn, wie er sie denn noch spät, bloß aus der Erinnerung an den ehemaligen Eindruck, in Schutz nahm. Mit heller Begeisterung las er den Götz, Clavigo interessierte ihn begreiflicherweise weit weniger, die Piccolomini fand er langweilig — Wallensteins Tod bekam er nicht zur Hand — und an Nathan störte ihn gar der Vers. Er sah darin nur „eine wunderliche Abteilung der Zeilen" — merkwürdig genug, da er an den Piccolomini, wie es scheint, keinen Anstoß nahm. In der Tat ist der Lessingsche Vers weit äußerlicher und willkürlicher als der Schillersche, der von innerem Schwung und Rhythmus getragen ist. Fast darf man vermuten, der junge Grillparzer habe das, obwohl in die Geheimnisse der Metrik noch völlig uneingeweiht, mit richtigem Gefühl herausgespürt. Wenn einer seiner Lehrer ihm vorwarf, er habe unter allen seinen Mitschülern „das wenigste

Ohr für den Vers", so tat ihm der gute Mann wohl bitter unrecht damit.

Eifriger noch als mit diesen Dichtungen beschäftigte sich Grillparzer übrigens mit wissenschaftlichen Werken. Cooks Weltumseglung und Buffons Naturgeschichte erschlossen ihm neue Welten, in die er sich rasch und gründlich einlebte. Den nachhaltigsten Einfluß auf ihn übte jedoch Guthrie und Grays Weltgeschichte, ein höchst umfangreiches Werk, das er zu wiederholten Malen und mit größter Beharrlichkeit durchstudierte. Geschichte ist ja zu allen Zeiten seine Lieblingswissenschaft geblieben; keine hat ihn so mächtig angezogen, keine so seinen ganzen Menschen erfüllt wie sie. Immer wieder war es ihm ein neuer Reiz, die vielgestaltige Entwicklung menschlicher Verhältnisse sinnenden Auges zu überblicken, den geheimen Triebfedern bedeutender Taten nachzuspüren, in interessante Charaktere sich fühlend und ahnend einzuleben und den verborgenen Sinn in der Verkettung der Ereignisse — die wunderbare Bedeutsamkeit des scheinbar Zufälligen — zu enträtseln. In der intimen Vertrautheit mit der Geschichte wurzelte die frappierende Sicherheit seines politischen Urteils, die er im späteren Leben so oft bewährt hat, und nicht minder ist sie ihm zum Regulativ für seine philosophischen Anschauungen geworden, vor allem freilich eine reiche Quelle dichterischer Eingebungen. Schon seinen ersten ernsthaften Versuchen auf dem Gebiete des Dramas liegen historische Stoffe zugrunde, und ohne Zweifel hat Guthries und Grays Weltgeschichte die Anregung dazu gegeben.

So hat sich Grillparzer in den ersten Jahren seines Gymnasialstudiums gleichsam im Verborgenen entwickelt, und erst in den sogenannten Humanitätsklassen, die etwa unserem Obergymnasium entsprachen, wurden die Lehrer

gelegentlich auf seine Begabung aufmerksam. Zunächst bot eine „deutsche Hausarbeit“ Veranlassung dazu. Die Schüler sollten einen Aufsatz über die Vergänglichkeit der Zeit schreiben. Grillparzer war in arger Verlegenheit; denn ihm fiel durchaus nicht ein, was sich Bemerkenswertes darüber sagen lasse. Da bekommt er durch Zufall Einblick in die Arbeit eines Schulkameraden. Nur den ersten Satz liest er: „Wo ist Caesar, wo ist Pompeius hingekommen?“ Und nun geht ihm plötzlich ein Licht auf. Er setzt sich hin und schreibt ohne Unterbrechung und ohne Korrektur die Arbeit nieder, die dann den verwunderten Beifall des Lehrers findet.

Ähnlich erging es ihm, als den Schülern über einen Sonntag die Aufgabe gestellt war, ein deutsches Gedicht über einen beliebigen Gegenstand zu verfassen. Während Eltern und Geschwister einen Ausflug machten, saß Grillparzer verzweifelnd daheim und sann vergeblich auf ein Gedicht. Die Nacht brach herein, der Mond stieg über die Dächer, und wie Grillparzer seinen Blick zu ihm erhob, da fielen ihm auf einmal, er wußte selbst nicht wie, die folgenden Strophen ein:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Sanft mit Silberglanze schwebest
Du so still durchs Wolkenmeer
Und durch deinen Blick belebest
Du die Gegend ringsumher.

Mit einiger Mühe fügten sich weitere Strophen an, und das Gedicht war fertig. Das ausschließlich auf die

Stimmung Gestellte seiner Natur, die eruptive Art zu arbeiten zeigte sich so schon in der Schule. Der glückliche Augenblick mußte geben, was Tage und Wochen hindurch nicht gelingen wollte.

Die besondere Aufmerksamkeit seines Lehrers erweckte er aber, als man zur Interpretation des Horaz kam. Er hatte das Lateinische bisher vernachlässigt; jetzt, da ihn die Lektüre fesselte, holte er das Versäumte rasch und gründlich nach. Vor allem aber fiel er dadurch auf, daß seine Sinn- und Sacherklärungen immer richtig waren. Auf die erstaunten Fragen des Lehrers, woher er das alles wüßte, gab er eine Antwort, die für die Eigenart seiner Veranlagung ungemein bezeichnend ist. „Mir schien es so" — das war sein ganzes Argument. Gewiß fehlte es ihm nicht an konkreten Kenntnissen — gerade die eifrig betriebene Lektüre der Geschichte mag ihm da zugute gekommen sein — aber das beste, das, worauf er sich zuerst und zuletzt verlassen konnte, war doch nur die nachtwandlerische Sicherheit seiner Phantasie, der wenige Andeutungen genügten, um sich zurechtzufinden. Nicht durch mühselige Verarbeitung überlieferten Materials, durch naive Intuition traf er das Richtige. So nebensächlich dieser anekdotische Zug auf den ersten Blick erscheint, so deutlich läßt er uns doch das eigentlich Wirksame in Grillparzers Wesen erkennen: die frische Unmittelbarkeit des Erfassens.

Mit seinen Lehrern hat Grillparzer wenig Glück gehabt. Der einzige, dessen er mit einiger Achtung gedenkt, ist der Philologe Stein. Es war dies ein zwar sehr kenntnisreicher, aber abstruser Mensch. Er verstand sein Wissen durchaus nicht mitzuteilen, vergeudete die Lehrzeit dadurch, daß er vom Kleinen ins Kleinste, vom Hundertsten ins Tausendste kam, und forderte durch allerlei Absonderlich-

keiten in Kleidung und Benehmen den Spott der Jugend heraus.

Schlimmer wurden die Verhältnisse noch, als Grillparzer 1804 in den philosophischen Kurs übertrat, der die Einleitung zu den eigentlichen Universitätsstudien bildete. Der Lehrer der Philosophie war ein eitler Ignorant, der über die Lehren Wolffs nicht hinausgekommen war und in einer lächerlich komödienhaften Manier gegen Kant zu polemisieren liebte. Den Ästhetiker nennt Grillparzer „das Widerspiel seines Faches", der Mathematiker war ein trockener Geselle, der seine Wissenschaft nicht lebendig zu machen verstand, der Naturhistoriker ritt sein Steckenpferd, die Geologie, und ließ die anderen Partien links liegen; am meisten Gefallen fand Grillparzer noch am Historiker, obwohl er ihm „vollendete Geckerei" vorwirft; es scheint eben, daß ihn die Materie selbst so anzog, daß er über alle Unarten des Vortrages willig hinwegsah.

Eines schönen Tages war Grillparzer mit einigen Kameraden Zeuge, wie der Philosoph und der Ästhetiker einander in die Haare gerieten; sie belegten sich wechselseitig mit den Schimpfnamen Ignorant und Pedant. Diese erbauliche Szene regte Grillparzer zu seinem ersten dramatischen Versuch an, dem derb possenhaften Lustspiele „Die unglücklichen Liebhaber". Unter der Maske von Justizräten treten die Herren Professoren auf, allerdings stark karikiert, aber doch erkennbar genug gezeichnet. Die sieben Justizräte lieben ein- und dieselbe Dame, sie holen sich nacheinander Körbe von ihr und entführen einander in drolligen Verkleidungen.

Angewidert von der Pedanterie und Unfähigkeit seiner Lehrer vernachlässigte Grillparzer das Studium mehr und mehr. Dazu kam noch eine heftige Leidenschaft, die den kaum Fünfzehnjährigen erfaßte. Er hatte sich in die

Schauspielerin eines Vorstadttheaters verliebt, die, ungefähr so alt wie er selbst, zumeist in Kinderrollen auftrat. Die natürliche Schüchternheit der Jugend und angeborene Scheu hinderten ihn, sich ihr zu nähern, doch so tief war seine Leidenschaft, daß er, als er erfuhr, das angeschwärmte Mädchen sei vom eigenen Vater an einen alten, reichen Mann verkauft worden, in eine nicht unbedenkliche nervöse Krankheit verfiel.

Schon in den Humanitätsklassen und noch mehr während der philosophischen Studien verband Grillparzer ein recht seltsames Freundschaftsbündnis mit seinem um etwa drei Jahre älteren Kollegen Josef Ignaz Mailler. Es war dies der Sohn eines Müllers in Ebersdorf, ein fleißiger und sehr braver Bursche, der erklärte Primus der Klasse. Ein sehr ehrenwertes Streben trieb ihn zu rastloser Beschäftigung mit allem, was zur schöngeistigen Bildung gehörte. So warf er sich auch mit Feuereifer und rührender Ausdauer auf die Poesie, die er theoretisch in ihren Geheimnissen zu erfassen und wohl auch praktisch auszuüben suchte. Dabei war er aber ein durch und durch beschränkter Mensch von einem zwar zähen, aber höchst mittelmäßigen Verstande und ohne Funken von Phantasie. Kein Zweifel, daß Grillparzer dies erkannte, wie er sich denn über Charakter und Fähigkeiten seiner Freunde nie einer weichherzigen Täuschung hingegeben hat. Trotzdem bildete nach seinem eigenen Geständnisse Mailler durch lange Zeit seinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Literatur. Viele Stunden verbrachten die beiden Freunde damit, ihre ästhetischen Ansichten gegenseitig zu entwickeln und wohl auch ihre eigenen dichterischen Versuche einander vorzulesen. Was Grillparzer zu einem so wenig begabten, ihm so wesensfremden Menschen hinzog, ist nicht ganz klar. Die naive Gut-

mütigkeit Maillers war kaum ein genügender Anlaß, ebensowenig seine etwas plumpe Begeisterung für Poesie; denn unter den Kollegen Grillparzers werden gewiß noch manche — begabter als Mailler — für die edle Dichtkunst geschwärmt haben. Möglich aber ist das eine, daß Grillparzer, scheu und zaghaft, wie er war, und stets geneigt, seinen Fähigkeiten zu mißtrauen, sich instinktiv einen Freund aussuchte, in dessen Umgang er täglich und stündlich seine eigene Überlegenheit wollüstig zu spüren bekam. Solcher Egoismus ist an ehrgeizigen und jugendlich unfertigen Naturen nichts Ungewöhnliches und darf wohl auch dem jungen Grillparzer zugetraut werden.

Im Verkehre mit Mailler hat dieser seine ersten lyrischen Gedichte verfaßt. Es sind dies noch recht unsicher tastende Versuche, mit denen er sich, wie es scheint, zunächst die Form vertraut machte; bemerkenswert ist dabei seine Vorliebe für Trochäen, deren weicher Fluß offenbar seinem musikalischen Empfinden schmeichelte und die ihm auch schon recht wohl gelangen. Dem Inhalte fehlt es, wie begreiflich, an dem kräftigen Impuls. Das eine und andere seiner Gedichte ist ersichtlich ein bloßer Widerhall der in der Schule gepflegten klassischen Lektüre. Daneben zeigt sich aber doch auch deutlich genug das ehrliche Streben, Selbstgefühltes zu gestalten, und da bedeutende Erlebnisse noch ferne lagen, hielt sich der Fünfzehnjährige bescheiden an Naturstimmungen, die ihn da und dort einmal ergriffen hatten. Für sie fand er auch den richtigen Ausdruck, schlicht und ohne jugendliche Überschwenglichkeit; ja so enthaltsam zeigte er sich darin, daß seine Lieder sogar ein wenig trocken herauskamen. Die leidenschaftliche Abneigung seines Vaters gegen alles Falsche und Unechte war auch auf ihn übergegangen, und schon so früh drängte sie ihn zu einem fast übertriebenen

Maßhalten, zu einer herben Sparsamkeit des Wortes, die lieber zu wenig als zu viel tat.

Seine dichterischen Versuche kamen natürlich auch seinem Vater zu Gesichte, der sich davon nichts weniger als erbaut zeigte. Der gute Mann, der die oberste Pflicht eines Menschen in der treuen Erfüllung eines bürgerlichen Berufes erblickte und auf seinen literarischen Schwager Josef Ferdinand nicht gut zu sprechen war, mochte fürchten, sein Sohn könnte gleich diesem durch poetische Neigungen aus dem sicheren Geleise sich drängen lassen; er hielt es daher für geraten, seiner Mißbilligung so scharf als möglich Ausdruck zu geben, und tat dies in einer so heftigen Weise, daß Franz verschüchtert und tief gekränkt sich zurückzog. Es scheint, daß die Mutter tröstete und aufmunterte, obwohl darüber keine unmittelbaren Nachrichten vorliegen.

Mit einem seiner Lieder hat Franz aber doch auch den Beifall seines Vaters erworben. Es ist das beste unter seinen Frühgedichten und geht auf die politischen Verhältnisse der Zeit zurück. Das Jahr 1805 hatte die Monarchie schwer erschüttert, deutlich genug hatte sich der gewissenlose Leichtsinn und die klägliche Unfähigkeit der führenden Männer Österreichs offenbart, und endlich war es so weit gekommen, daß der Feind in die Mauern der Hauptstadt einzog. Wie sein Vater war Franz von glühendem Patriotismus erfüllt und fühlte die Demütigung des Vaterlandes wie eine ihm persönlich angetane Schmach. Sein Schmerz aber ward zur Empörung gegen jene, die das Unglück verschuldet, und ergoß sich in bitteren Vorwürfen. So entstand das Spott- und Zorngedicht „Recht und Schlecht“:

„Mit frechen Feinden kriegen
Und sie auch stets besiegen,
Das wär' schon recht;
Doch, ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer weiter fliehen,
Ei! das ist schlecht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Dem Lande Frieden schenken
Und Leut' und Land bedenken,
Das wär' schon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber alle lachen,
Ei! das ist schlecht.

Wenn man uns reformierte
Und alles anders führte,
Das wär' schon recht;
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei wahrlich! das ist schlecht."

Die Verse sind ein wenig ungehobelt, der Ausdruck fügt sich nicht immer glatt genug dem Gedanken, und in der Gröblichkeit von Form und Inhalt erinnert das Gedicht an den Ton der Bänkel. Aber bei alledem ist es doch ein echtes lyrisches Gedicht, der spontane Ausdruck einer leidenschaftlichen Erregung. Auch sind mancherlei Vorzüge nicht zu verkennen, Vorzüge, die sich aus der volkstümlichen Behandlung des Stoffes ergaben: so die schlagende Kraft in der knappen Gegenüberstellung von recht und schlecht, das Fehlen jeder poetischen Umschreibung, die selbst rhythmisch (durch Verlängerung der Schlußzeile) zum Ausdrucke kommende Steigerung und nicht zuletzt die deutlich ins Ohr fallende Sanglichkeit.

Gegen den Willen des Dichters, und ohne daß er wußte, wie es geschah, fand das Lied rasch Verbreitung in der ganzen Stadt, und der Vater, froh, daß der Name des Verfassers verschwiegen blieb, konnte sein Wohlgefallen an dem Erfolge doch nicht ganz verbergen.

In seinen Studien aber hatte Grillparzer mittlerweile einen empfindlichen Mißerfolg erlitten. Mit ungenügender Vorbereitung war er an die erste Halbjahrs-

prüfung gegangen, und das Ergebnis war ein Durchfall. Peinliche Auftritte im Elternhause waren nicht zu befürchten, da der Vater nicht nach der Prüfung fragte und die Mutter Nachsicht übte. Aber Grillparzer selbst war gedemütigt; seine ehrliche, aufrechte Natur konnte sich nicht leichtweg abfinden. „Mein eigenes Selbstgefühl," erzählt er in seiner Lebensgeschichte, „fand sich empört, daß ich mich auf eine so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerten gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort." In der Tat bestand er schon die nächste Prüfung „cum laude", und mit Beharrlichkeit arbeitete er sich bald zu einem der besten Studenten empor. Die feste väterliche Natur in ihm hatte so den Sieg über alle Zerfahrenheit davongetragen.



III

Die ersten Jünglingsjahre

Mit Ende des Jahres 1806 begann er die juridischen Studien. Ein tieferes Interesse an ihnen hat er nie gewonnen. Trotzdem betrieb er sie seinem Vater zuliebe, wenn auch mit aussetzendem Fleiße, so doch immerhin eifrig genug, um sich mit Ehren zu behaupten; seine Professoren hielten ihn sogar für einen Erzjuristen.

Mit der Beendigung des philosophischen Kurses lockerte sich allmählich Grillparzers Verhältnis zu Mailler. Dieser wendete sich den theologischen Studien zu, starb übrigens bald danach. Dafür gewann Grillparzer neue Freunde. Ein Zufall vermittelte den Verkehr mit dem gastfreien Hause des Hofsekretärs Franz Andreas von Wohlgemuth, und Josef, der Sohn dieses Mannes, schloß sich herzlich an Grillparzer an. Er war gleich ihm Jurist, aber um ein Jahr in den Studien voraus. Strebsam und fleißig wie Mailler, verfügte er über eine größere Befähigung, kam aber doch, wie es scheint, über die Oberfläche der Dinge nicht hinaus. Seine besondere Neigung galt der Kantischen Philosophie, und so wurde denn manche gute Stunde mit philosophischen Gesprächen zugebracht. Ein Vetter Grillparzers, Ferdinand von Paumgarten, ein guter Kerl, aber ein mittelmäßiger Kopf, Johann Kaufmann, ein pedantischer Mensch, der mit

seinen philosophischen Exkursen selbst den andächtigsten unter seinen Kollegen zu langweilig wurde, und ein gewisser Franz Kerschbaumer, über den nähere Nachrichten fehlen, haben an den freundschaftlichen Zusammenkünften teilgenommen; in der ersten Zeit auch noch Mailler. Den richtigen Zusammenschluß fand der Freundeskreis aber erst, als sich ihm Georg Altmütter zugesellte, der nach einjähriger, nicht ganz freiwilliger Abwesenheit — er war relegiert worden — damals eben nach Wien zurückkehrte. Grillparzer schildert ihn als einen schwarzen, gedrungenen, durchaus nicht hübschen, sogar etwas ordinär aussehenden jungen Mann. Aber er war einer jener Menschen, die durch ihr bloßes Auftreten schon, bevor sie noch ein Wort sagen, ihre Bedeutung verraten. Ein scharfer, unerbittlich exakter Verstand und die Gabe, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, machte ihn allen Kameraden, mit Ausnahme Grillparzers, überlegen. Dabei war er kein trockener Geselle, im Gegenteil von dem glücklichsten Humor getragen. Sein Interesse wendete sich allen möglichen Zweigen des Wissens zu. Obwohl Jurist, beschäftigte er sich eifrig mit Chemie und bewährte darin nach dem Zeugnisse Grillparzers einen wahrhaft genialen Scharfblick, den er nur nicht durch angewandte Arbeit richtig zu verwerten verstand. Er war mehr, als er geworden ist. Beiläufig bemerkt, wendete er sich später ganz der Chemie zu und starb als Professor an der Technik in Wien. Sein energisches, zum Gebieten bestimmtes Temperament ließ ihn bald die Führung im Freundeskreise an sich reißen.

Auf seinen Vorschlag gründeten die jungen Leute am 14. Juni 1818 eine „Gesellschaft zur gegenseitigen Bildung". In wöchentlich wiederkehrenden Versammlungen wurden Aufsätze vorgelesen und die darin be-

handelten Themen einer eifrigen Diskussion unterzogen. Auch Grillparzer steuerte dazu bei, vor allem, wie das bei seiner Vorliebe begreiflich ist, historische Arbeiten. So hielt er eine Rede zum Lobe Rudolfs von Habsburg und verfaßte einen Aufsatz über das Jahrhundert der Kreuzzüge. Interessant ist ein Aufsatz über die Ursachen von Ägyptens früher Kultur. Grillparzer leitete die Künste der Ägypter aus physikalischen und psychologischen Quellen her. „Ich war so vertieft in meine Deduktion," gesteht er in einer Tagebuchstelle, „daß ich endlich unwiderleglich bewies, die Ägypter müßten es in der Schiffahrt der Lage ihres Landes wegen am weitesten gebracht haben, bis mir endlich einfiel, daß dies Volk vor Psammetich gar nicht die See befahren habe." Nichts ist bezeichnender für ihn als diese Entgleisung; alles Erkennen geht ihm aus lebendiger Anschauung hervor, Vorstellung reiht sich weiterzeugend an Vorstellung, wobei er dann in Hast und Drang auch einmal vom richtigen Wege abkommen kann.

Charakteristisch für ihn sind auch die „Zerstreuten Gedanken über das Wesen der Parodie". Alois Blumauer war überholt. Der feiner gewordene Geschmack übersah, daß auch in seinen Werken eine junge, aufstrebende Kultur sich aussprach, er fühlte nur das Derbe und Gröbliche an ihnen heraus, das, was an ihnen volkstümlich war, und das fand er ordinär, verächtlich. Grillparzer setzt sich mit Feuereifer für den Mißachteten ein, er wünscht, daß ein Mann erstünde, „der . . . durch eine andere Äneis das Geschwätz faselnder Pedanten über die Verächtlichkeit dieser Dichtungsart zum Schweigen bringe". Und der Theorie läßt er die Praxis folgen; er versucht sich selbst in einer parodistischen Dichtung „Mein Traum". So war er immer; mit allen Kräften wollte er von sich

abschütteln, was ihm wider die Bildung zu verstoßen schien, aber wenn irgend jemand das Heimisch-Volkstümliche anzugreifen wagte, das Ungebildet-Volkstümliche, das er selbst nicht selten schmähte, dann stand er sofort als dessen feuriger Verteidiger auf.

Der Philosophie gegenüber nimmt er schon damals eine schroff ablehnende Haltung ein. „Es wandelt mich immer ein Lachen an, wenn ich das Wort Philosophie höre," schreibt er in sein Tagebuch, wie er denn zu allen Zeiten eine gewisse Abneigung gegen Wissenschaft im eigentlichen Sinne bekundet hat. Nach einer Andeutung, die er selbst macht, führt man diese Abneigung gewöhnlich auf die Jämmerlichkeit des Unterrichts zurück, den er genossen; er habe die Geringschätzung, die er seinen Lehrern entgegenbrachte, ungerechterweise auf die Wissenschaft selbst übertragen. Eine genügende Erklärung wird man darin wohl kaum zu finden vermögen, es scheinen noch andere, tiefer liegende Gründe mitgewirkt zu haben, und die Abneigung ging wohl aus der innersten Eigentümlichkeit seiner Natur hervor. Schon das Österreichertum in ihm mag sich gegen die Wissenschaft gesträubt haben. Immer hat der Deutschösterreicher, ein frischer Sinnenmensch, der auf das unmittelbare Leben gestellt ist, ein gewisses Grauen vor allem abstrakten Wesen empfunden. Das, was die Überlegenheit der Norddeutschen ausmacht, die gelehrte Bildung, wurde und wird von ihm willig anerkannt; aber wenn er so recht in seinem Element ist, wenn er sich so ganz in seiner Eigenart empfindet, dann spricht er wohl mit einem lustigen Augenblinzeln von den gelehrten Perücken da draußen — heute so gut wie vor hundert Jahren. Wie sehr Grillparzer diesen Standpunkt teilte, darauf deutet jenes gutmütig spöttische Wort in „Ottokars Glück und Ende" von den

Leuten in Sachsen und beim Rhein, die möglicherweise „mehr in Büchern lasen".

Und dann war er Dichter! Die Art, wie er die Dinge in sich aufnahm, war eine völlig andere als die der landläufigen Wissenschaft. Was ihn an dieser verletzte, war die unlebendige Methode, vor allem aber das System, welches das einzelne angeblich erst in den richtigen Zusammenhang fügt, in Wirklichkeit aber um seine gleichsam persönliche Bedeutung bringt und einfach totdrückt. Die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in Kategorien einzuschachteln, die Entwicklung, die aus der Unendlichkeit kommt und in die Unendlichkeit geht, gewaltsam abzuschließen — welchem Geist, der am Lebendigen hängt, mag das behagen? Die Wissenschaft selbst hat Grillparzer allzeit mächtig angezogen, in viele Gebiete des Wissens hat er sich forschend und betrachtend tief versenkt, gegraut aber hat ihm vor der Art, wie die Wissenschaft von den Zünftlern betrieben wurde. So war auch seine angebliche Abneigung gegen die Philosophie im Grunde nur eine Geringschätzung der Philosophen. Daß dem so ist, dafür spricht gerade die oben erwähnte Tagebuchstelle. Er meint, „es könne nicht leicht etwas Arroganteres geben, als wenn wir in dem Zustande, in dem sich unser Wissen gegenwärtig befindet, von dieser Wissenschaft reden, die sich so weit erstreckt als das Universum, und deren erste Elemente vielleicht erst künftigen Jahrhunderten . . . aufbewahrt sind." Wie scharfsichtig er selbst den richtigen Weg erspäht, auch dafür findet sich in der Tagebuchstelle ein Beleg. Grillparzer erblickt den Hauptgrund der Nichtigkeit aller Philosophie in der gänzlichen Vernachlässigung der Psychologie. „Ohne diese Wissenschaft," sagt er, „wird es jedem unmöglich bleiben, in dem Gebiete der Philosophie bedeutende Fortschritte

zu machen; wie will ich das Übermenschliche erkennen, das überhaupt nur durch analogische Schlüsse von dem Menschlichen aus erkannt werden kann, wenn mir der Mensch selbst ein Rätsel ist.“ Tiefen Beobachtungsgeist, eindringenden Scharfsinn, anhaltendes Studium der körperlichen und geistigen Natur verlangt er von dem Philosophen oder richtiger Psychologen — denn nur diesen läßt er gelten —, und so hat dieser angeblich so grimmige Feind der Philosophie schon als achtzehnjähriger Jüngling im großen und ganzen den Weg vorgezeichnet, den die Erneuerer der philosophischen Wissenschaft auch wirklich eingeschlagen haben und der bis zum heutigen Tage noch nicht verlassen wurde.

Auch auf die Poesie erstreckte sich die Diskussion der Freunde, aber da gingen die Ansichten noch weiter auseinander als in der Philosophie. Einmal stellte Grillparzer den Satz auf, nur der Dichter könne den Dichter verstehen. Natürlich ließen die Freunde eine so ketzerische Ansicht nicht gelten; seit der geniale Philister Sokrates behauptet hat, die Dichter seien von allen Leuten die ungeschicktesten, über dichterische Werke zu reden, glauben sämtliche Philister ein geheiligtes Recht auf Kunstkritik zu haben. Grillparzer natürlich ließ sich von seiner Überzeugung nicht abbringen; aber er suchte nach einer ausreichenden Erklärung des Widerspruchs in den Meinungen. „Ich glaube,“ schreibt er, „die Ursache des Nichtübereinstimmens liegt darin, daß sie (die Freunde) unrichtige Begriffe mit den Worten „Dichter“ und „verstehen“ verbinden. Unter Dichter verstehe ich jeden Menschen, der eine genug lebhafte Einbildungskraft besitzt, um, wenn er Anleitung gehabt hätte, ein Gedicht zu machen; dieser ist Dichter, und wenn er auch nicht eine Zeile in Prosa oder Versen geschrieben hätte. Und unter Verstehen denke

ich mir nicht das Erraten des Sinnes, sondern ich will damit sagen: das fühlen, das der Dichter fühlte, als er seine Dichtung schrieb. Ich glaube, jeder Mensch von Herz und Gefühl wird mich verstehen und mit mir einstimmen, obgleich ich mich zu schwach fühle, es mit Gründen zu beweisen. Aber" — und das ist ja in allen Dingen sein letztes Argument — „ich fühle, was ich sagte." So wenig er für seine körperliche Existenz eines Nachweises bedarf, so wenig braucht er einen Beweis für das, was er in seinem Innersten lebendig spürt; er fühlt's, es ist in ihm, und darum ist es wahr.

Derlei Gegensätze zwischen Grillparzer und seinen Freunden kamen wohl öfters zutage, manchmal äußerten sie sich sogar in recht drastischer Weise; so wenn Grillparzer von Wohlgemuth sagte: „Er maßt sich ein Urteil über meine Talente an, von denen er doch so viel versteht, als der Esel vom Lautenschlagen." Diese Tagebuchstelle bildet vielleicht den ersten Beleg für eine Erscheinung, die Grillparzer selbst oft bitter genug beklagt hat: daß sein Selbstbewußtsein immer dann am entschiedensten sich regt, wenn er sich durch Minderwertige verletzt fühlte. Es scheint übrigens, daß er sich trotz dem regen Verkehr mit den Freunden innerlich nach wie vor einsam fühlte. Ein näheres Verhältnis hat ihn nur mit Altmütter verbunden, aber auch ihm gegenüber hat er sich wohl kaum völlig aufzuschließen vermocht; die Schranken der eigenen und der fremden Natur spürte er zu deutlich, um sich ganz rückhaltlos zu geben, und eine gewisse Vergrämtheit schlägt in seinen Geständnissen schon damals gelegentlich durch.

War die „Gesellschaft zur gegenseitigen Bildung" auch eine recht ernst gemeinte Sache, so sorgten die jugendlichen Akademiker daneben auch für den Spaß. Sie

gründeten ein „Journal der Torheit", in das verunglückte Aussprüche der Mitglieder mit heiterem Behagen eingetragen wurden. Ein gewisser Zug zu parodistischem Spott, wie er dem Wiener eigen ist, spricht daraus, und die Neigung, Ernstes mit Spielerischem zu verknüpfen, der flinke Wechsel zwischen gut gemeintem Tiefsinn und übermütiger Lustigmacherei ist für den genius loci immerhin bezeichnend.

Auch sonst wurden mitunter, wie Grillparzer eingesteht, die „eigentlichsten Kinderpossen" getrieben. Muckerl, der jüngste Bruder Wohlgemuths, besaß ein Puppentheater. Die Akademiker malten Dekorationen und Figuren und führten damit vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die tollsten Stücke auf — je pathetischer, desto besser — indem sie nicht ohne Witz die Rollen untereinander verteilten. Die Schwestern Wohlgemuths und ihre Freundinnen beteiligten sich an den Aufführungen, und so lustig ging es dabei zu, daß die Küsse und Umarmungen, die nach der Vorschrift die Puppen auf der Bühne zu wechseln hatten, auch von den verborgenen Akteuren und Aktricen hinter der Bühne ausgetauscht wurden.

Der vom Vater Wohlgemuth angeregte Versuch, ein Haustheater zu gründen, scheiterte an der Talentlosigkeit der Mitwirkenden; auch Grillparzer machte eine schlechte Figur, zumal er mit der Zunge anstieß, ein Fehler, den er sich jedoch durch beharrliche Übung völlig abgewöhnt hat.

Wie das kaum anders möglich war, verliebte sich Grillparzer in die junge Dame, die beim Puppentheater die Rolle der Liebhaberinnen übernommen hatte. Es war dies eine Freundin der Schwestern Wohlgemuths, Antoinette mit Namen, und, obgleich Braut, erwiderte sie die Neigung des jungen Dichters. Nun zeigte sich

etwas, was für Grillparzer Zeit seines Lebens charakteristisch blieb. Kaum hatte er Gegenliebe gefunden, so begann er mehr und mehr zu erkalten. „Die Liebe erstarb mir wie eine erlöschende Lampe," bekennt er; und er war damals siebzehn Jahre alt! Freilich, als ihm Antoinette, nachdem sie ihm schon längst gleichgültig geworden, ein Buch zurückschickte, aus dem ihm der Duft ihres Parfüms entgegenwehte, da wachte die alte Leidenschaft plötzlich mit rasender Heftigkeit auf, aber er tat nichts, um alte Beziehungen wieder anzuknüpfen, ja er blieb trotz seinem Liebesfieber kühl genug, um Betrachtungen über das „seltsame Phantom" anzustellen. Und als Antoinette heiratete, schrieb er in sein Tagebuch, sie gehe zwar an der Seite eines ungebildeten und rohen Mannes keiner glücklichen Zukunft entgegen, dürfe sich aber nicht beklagen, da sie ihrem Manne doch vorweg die Treue gebrochen habe. So unheimlich sachlich urteilte er über seine persönlichsten Beziehungen.

Kurz bevor ihn die Leidenschaft zu Antoinette erfaßte, scheint er für Wohlgemuths Schwester Therese eine innige Schwärmerei empfunden zu haben. Möglich auch, daß die beiden Neigungen nebeneinander hergingen und einander wechselseitig verwirrten. Eine gewisse Abstufung des Gefühls scheint immerhin bestanden zu haben; die Liebe zu Theresen nennt er rein, jene zu Antoinette sinnlich.

Man darf sich nicht vorstellen, daß es sich bei alledem um die unreife Liebe eines Knaben, um das verlockende, aber bedeutungslose Spiel einer jugendlich erregten Phantasie gehandelt habe. In beiden Fällen war Grillparzer ernstlich verliebt, und die maßlose Leidenschaft, die ihn rüttelte, zeigte sich vor allem in wütenden Ausbrüchen von Eifersucht. Sein eigenes Bekenntnis hierüber ist

wert, gehört zu werden. „Eifersucht," schreibt er in sein Tagebuch, „schließt bei mir ganz den Gebrauch der Vernunft aus, und ich schäme mich, wenn ich zurückdenke an einige Beispiele, die mich wirklich zur Klasse der wilden Tiere herabsetzen. Ein eifriges Gespräch der Geliebten mit einem Fremden setzt mich in Wut; ihr Lob aus einem fremden Munde macht mich den Lobenden hassen; wenn sie eines anderen Mannes mit einiger Wärme erwähnt, ist es um die Ruhe meiner Seele geschehen, ich weiß, was ich litt, als ich Theresen liebte; jene Zeit war zwar die süßeste, aber auch die qualvollste meines bisherigen Lebens. Jeder Blick eines Fremden erfüllte mich mit Wut gegen den sie Anblickenden. Nie aber zeigte sich diese Leidenschaft bei mir fürchterlicher, verabscheuungswürdiger, als wie einst K** (vielleicht Kerschbaumer) Antoinetten küssen wollte. Ich vermag es nicht, meine Empfindungen damals zu beschreiben. Ich tobte und zitterte wie einer, den das Fieber schüttelt, meine Zähne waren zusammengebissen, meine Hände geballt! Ich wünschte sehr, ich könnte das Andenken jenes Tages aus meinem Gedächtnisse verwischen! Ich bin überzeugt, daß ich eine Untreue der Geliebten blutig (obschon Mut nicht eben eine der hervorstechendsten Eigenschaften meiner Seele ist) rächen würde."

Mit unheimlicher Deutlichkeit enthüllt diese Tagebuchstelle die fast wüste Leidenschaftlichkeit von Grillparzers Natur; aber daneben zeigt sich auch das tiefe Entsetzen über die unglückliche Anlage und ein ängstliches Bestreben, die dunklen Mächte zu bändigen. Die mütterliche und väterliche Natur rangen in ihm. Wohl gelang es ihm, in strenger Selbstzucht sich zu zügeln, aber wenn er sich auch nie ganz verlor, er hatte sich ebensowenig fest und sicher in der Hand, und ein verhängnisvoller Augenblick

genügte, um die verheerenden Mächte seiner Seele zu befreien.

In Therese und Antoinette begegneten Grillparzer zum ersten Male die beiden verschiedenen, ja einander fast entgegengesetzten Typen des Weibes, die ihn im späteren Leben noch so oft wechselweise anzogen, ohne daß er sich für die eine oder die andere zu entscheiden vermochte: dort das Weib mit der reinen, unschuldigen Seele, mit dem treuen Gemüt, das den Geliebten mit sanfter Hand aus Irrungen und Wirrungen zu schöner Ruhe leiten will, hier das leidenschaftlich begehrende Sinnenweib, das heißen Auges zu irdischen Freuden verlockt und in Fehl und Schuld verstrickt.

Neben diesen verwirrenden Erlebnissen wurden ernste Studien doch nicht vernachlässigt. Das Brotstudium, die Jurisprudenz, setzte Grillparzer allerdings nur sozusagen auf das Pflichtteil, dafür aber wendete er eifrige Sorgfalt an die Erlernung von Sprachen. Des Lateinischen war er schon im philosophischen Kursus Herr geworden, nun suchte er besonders im Französischen sich zu vervollkommnen, aber auch das Englische betrieb er. Vor allem jedoch beschäftigte er sich eingehend und gewissermaßen systematisch mit den Werken hervorragender Dichter, deren Bekanntschaft er früher nur gelegentlich gemacht hatte. Schiller trat ihm nun zum ersten Male in seiner ganzen Bedeutung entgegen. Grillparzer war begeistert von ihm. Ihm, dem geborenen Dramatiker, imponierte die energische Straffheit im Bau der Schillerschen Dramen, ihr rauschendes Pathos riß den Jüngling hin, und der volltönende Enthusiasmus für Freiheit und Menschlichkeit fand ein lautes Echo in seinem Herzen. Er stellte Schiller weit über Goethe, aber bald änderte sich seine Ansicht. Die Lektüre von Werthers Leiden versetzte ihn in einen wahren

Taumel von Entzücken. Faust, besonders aber Tasso, steigerten diese Empfindung noch; in Tasso fand er — nicht mit Unrecht — sein eigenes Ich greifbar verkörpert. Iphigenie, Clavigo, Die Geschwister und Egmont vollendeten, was jene Werke begonnen, und Grillparzer ruft aus, daß er Goethe anbete. Dagegen erscheint ihm nun alles, was Schiller geschrieben, unleidlich stümperhaft; wie könnten sich seine grobzügigen Freskomalereien neben der herrlichen Fülle intimster Lebensbilder sehen lassen, die Goethe vor unseren Augen ausschüttet? Dort ein schematisch kontrastierendes Spiel mit allgemeinen Ideen ohne persönlichen Reiz, hier ein fast dämonisches Eindringen in die Tiefen der Menschennatur. Grillparzer kann gar nicht genug scharfe Ausdrücke für seine Mißachtung Schillers finden. Kabale und Liebe nennt er ein elendes Machwerk, hämisch spricht er von den „breiten Worten" und spottet auf die hohen Stelzen, auf denen Schiller einhergehe. Geradezu unverantwortlich scheint es ihm, daß Schiller gewagt habe, in Goethes Egmont hineinzupfuschen, wodurch er die reine, ihm unfaßbare Harmonie des Ganzen von Grund aus verdorben habe. Aber neben diesen Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Verkleinerungssucht melden sich doch auch Stimmungen der Ein- und Umkehr. Grillparzer gesteht, daß ihm Schillers Dramen nur dann so unausstehlich vorkommen, wenn er bloß an sie denke, wogegen sein Mißfallen sich bedeutend mindere, wenn er sie wirklich lese. So hätten ihn einige Stellen aus der Jungfrau von Orleans bis zu Tränen gerührt, und zweifelnd fragt er sich am Schlusse dieser Betrachtungen: „Sollte ich Schillern unrecht tun?"

Neben Goethe und Schiller trat noch ein anderer großer Dichter damals zuerst in seinen Gesichtskreis: Shakespeare. Über den Eindruck, den dessen Werke auf

ihn gemacht, äußerte er sich damals nicht; ohne Zweifel hat er sie aber gründlich und mit tiefer Versenkung gelesen. Es zeigt sich wenigstens, daß manche seiner ersten dramatischen Versuche ganz von dem Geiste des Briten beherrscht sind.

Selbstverständlich haben jene Tage auch mancherlei Dichtungen gezeitigt, vor allem Lyrisches. Grillparzers Lieder gewinnen allgemach glattere Form, obwohl Härten noch da und dort zu spüren sind. Inhaltlich zeigen sie eine stetig sich steigernde Selbständigkeit. In manchen von ihnen klingen die Herzenserlebnisse Grillparzers nach, Theresen und Antoinetten werden neben deutschen sogar auch französische Verse gewidmet, die gar nicht ohne Reiz sind. Auch etliche Balladen finden sich unter diesen Frühgedichten, die beste darunter wohl „Das Grab am Walde“, ein Gedicht von 37 Strophen, das bei aller Breite, Umständlichkeit und Unbeholfenheit durch starken Gefühlsgehalt sich auszeichnet. Unter den Liedern gibt das kurze Gedicht „Der Kuß“ der schwülen Liebesstimmung jener drangvollen Zeit am besten Ausdruck:

„Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirn,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Aufs geschlossne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Übrall sonst hin Raserei!“

Neben diesen lyrischen Tändeleien lockte ihn aber vor allem jenes Gebiet der Dichtung, auf dem er später seine eigentliche Bedeutung gewinnen sollte: das Drama. Im Jahre 1807 entwarf er sein Erstlingswerk, die fünf-

aktige Jambentragödie „Blanka von Kastilien“, die in den nächstfolgenden zwei Jahren noch mancherlei Umgestaltung erfuhr. Er stand damals noch ganz unter dem Einflusse Schillers, dessen Don Carlos fast Szene für Szene das Vorbild für die „Blanka“ abgab. Grillparzer war sich seiner Unselbständigkeit vollkommen bewußt. Noch 1809 bekennt er: „Meine Nachahmungssucht übersteigt alle Grenzen. Alle meine Ideen fügen sich nach jüngst Gelesenem. — Ich fürchte, ein neuer Beweis, daß ich nicht leicht exzellieren werde,“ fügt er hinzu, wie denn in seinem Tagebuche die bange Frage, ob er ein Dichter sei, des öfteren wiederkehrt.

Der Stoff des Trauerspiels ist der Geschichte Pedros des Grausamen entnommen. Dieser Monarch hat durch zahlreiche Willkür-Akte sein Volk zur offenen Rebellion getrieben. Einer seiner natürlichen Brüder, Heinrich Graf von Trastamara, steht an der Spitze der Aufständischen, er hat den König bereits arg in die Enge getrieben; der zweite Bruder aber, Federigo de Guzman, beharrt trotz allen Verlockungen bei seiner dem Könige geschworenen Pflicht, obwohl seine Mutter auf das Geheiß Pedros war ermordet worden. Als Kommandant von Xeres bekommt er den Auftrag, eine Dame, die gefangen eingebracht wird, zu bewachen; es ist dies Blanka, die Gemahlin des Königs, die diesem bisher — warum, das wird nicht deutlich — noch unbekannt ist. In ihr erkennt Federigo jene Blanka, zu der ihn einst in Frankreich, ohne daß er ihren Namen wußte, eine reine Liebe hingezogen hatte. Um der Pflicht gegen das Vaterland zu genügen, hatte er sie verlassen, mit dem festen Vorsatz, zu ihr zurückzukehren. Jetzt, da er sie als Gemahlin seines Königs wiederfindet, tritt die Versuchung abermals an ihn heran. Einer der Verschwörer hat sich

als Pilger eingeschlichen und sucht ihn zum Anschluß an die Rebellen zu bewegen. Aber, wie sehr er auch mit sich kämpfen muß, er bleibt treu.

Da kommt der König mit dem Minister Padilla und dessen Schwester Maria, seiner Maitresse; es zeigt sich, daß er ganz von dem Willen dieser Kreaturen abhängig ist. Zufällig tritt auch Blanka in den Saal; erschreckt will sie gleich wieder fliehen, Pedro entbrennt aber augenblicklich in heftiger Liebe zu ihr. Sie fällt ohnmächtig in die Arme Federigos, und durch die Ausrufe: „Federigo! — Blanka!" werden die Beziehungen der beiden verraten.

Nun beginnen Padilla und Maria ihr Intriguenspiel. Es gilt, den König von seiner plötzlich erwachten Leidenschaft für Blanka abzubringen, und diese selbst, wie auch Guzman, zu verderben. Zu diesem Zwecke reden sie dem Könige ein, die beiden hätten sich mit den Rebellen verbündet, um ihn vom Throne zu stürzen. Dadurch bringen sie ihn dahin, ein Todesurteil gegen Frederigo und Blanka „auf jeden Fall" auszustellen. Frohlockend zeigen sie es Federigo.

Dieser will nun Blanka zur Flucht bereden, allein sie bleibt ihrer Gattenpflicht treu. Federigo entdeckt, daß ein Kämmerer sich in Blankas Gemächer eingeschlichen, wie er glaubt, um sie zu ermorden. Er will sie nun selbst gegen ihren Willen retten. Da erscheint aber Padilla, nimmt ihm die Schlüssel zum geheimen Gange ab und verweist die Königin in ihre Gemächer, wo sie strenge bewacht werden soll. In diesem Augenblicke nähert sich der Abgesandte der Rebellen wieder. Von nun an wird die Handlung immer verworrener. In sich überstürzenden Szenen wird Federigo immer wieder vor die Wahl zwischen Liebe und Pflicht, zwischen Abfall und Treue gestellt; er schwankt unentschlossen hin und her; fester

ist die Königin, die vor den gleichen Konflikt gestellt wird. Dazwischen sehen wir Padilla und seine Schwester am Werke, das Liebespaar dem Untergang zu weihen, der König erscheint im Halbwahnsinn, vor seinen irren Augen das Bild der Königin, die er liebt, aber für eine Ehebrecherin hält, endlich sehen wir Maria von Grauen gepackt und in reuiger Zerknirschung. Ihr Geständnis kommt aber zu spät. Eben, als die Königin auf die neuerlichen Bitten Federigos doch fliehen will, nahen die Häscher und machen die beiden nieder. Aber auch Maria stirbt. Die Rebellen erstürmen die Burg. Der König schließt sich trotzig ein mit den Worten: „Hier sollen sie mich finden."

Das jugendlich Unfertige an dem Stück ist unschwer zu entdecken. Vor allem fällt ein gewisser Schwulst nicht nur des Ausdrucks, sondern auch des Inhalts auf. Die Diktion ist außerordentlich wortreich und streift in ihrer Überschwenglichkeit bisweilen hart ans Phrasenhafte; die Grillparzer eigentümliche Enthaltsamkeit konnte dem mächtigen Einflusse Schillers nicht standhalten. An manchen Stellen, in denen eine Stimmung lyrisch sich verdichten soll, sind förmliche Opernarien eingestreut, und da ist es zweifelhaft, ob etwa die Braut von Messina oder die Märchendramen der Leopoldstadt Vorbild gewesen ist. Von jugendlichem Ungeschick zeugt es ferner, daß alle Personen mit der größten Offenherzigkeit die geheimsten Beweggründe ihres Seins und Tuns enthüllen. Manchmal erinnert das geradezu an jene Eröffnungskuplets, mit denen sich in Volksstücken die wichtigeren Personen dem Publikum vorstellen. Der Dichter versteht es noch nicht, *hinter* die Worte schauen zu lassen, eine Kunst, die er später so meisterlich handhabt. Unbeholfen ist auch in mancher Beziehung die Szenenführung, obschon gerade

darin nicht allzu viel versehen ist. Wohl aber macht es Grillparzer ersichtliche Schwierigkeit, das Stoffliche zu bewältigen und die äußeren Beziehungen klar genug darzulegen.

Bei allen Schwächen finden sich aber doch auch bedeutende Vorzüge in dem Stück, so vor allem die kräftige, rücksichtslos vorwärtsdrängende Leidenschaft. Die Haupteigenschaft des Dramatikers, seine Figuren in immer neue, frappierende Situationen zu bringen, bewährt Grillparzer in vollem Maße. Er geht dabei ein wenig roh zu Werke, er braucht stets starke, äußere Hilfsmittel, die Situationen wachsen nicht von innen heraus, Intrigue ist das treibende Element, trotzdem ist seine Energie beachtenswert. Auch erkennt man, daß die Charaktere bei aller Unbeholfenheit ihrer Darstellung klar und sicher geschaut sind. Die Neigung zur Überschwenglichkeit verleitet Grillparzer nur selten, seine Charaktere ins Sentimentale zu verzeichnen. Sie beharren fest in sich selbst.

Vor allem in Einzelheiten ist allerlei Schönes verstreut. So ist gleich die Eröffnungsszene von einer frischen Lebhaftigkeit, die gewinnt. Die Art, wie da der tückisch schleichende Kämmerer Haro und der offene Federigo Guzman gegeneinander ausgespielt werden, verrät den künftigen Meister. Echt grillparzerisch ist die Antwort, die Federigo dem Kämmerer erteilt. Dieser erklärt in ziemlich arrogantem Tone, der Name und Stand der Gefangenen (Blankas) müsse unbekannt bleiben. Lächelnd erwidert Federigo:

Das hab' ich gemein
Mit Leuten euresgleichen, Kämmerer:
Was ich nicht weiß, verrat' ich nicht.

Ein andermal fällt die epigrammatische Schärfe des Dialogs auf.

Padilla: Diego, bist du mir treu?
Diego: Wie Euer Schatten!
Padilla: Das heißt, so lang des Glückes Sonne lacht.

Grillparzer muß an dieser Wendung selbst großes Gefallen gefunden haben; er nahm sie Wort für Wort in ein späteres Drama „Robert von der Normandie" hinüber. Aber auch Wendungen von äußerster Zartheit stehen ihm schon zu Gebote. Nach all der Freude und bitteren Enttäuschung des Wiedersehens beschwört Federigo die Königin, die alte Liebe zu erneuern, und da sie sich beharrlich weigert, ruft er verzweifelt aus, er könne dann nur sterben oder — morden.

Blanka: Sprich es nicht aus, das fürchterliche Wort!
Fedrigo, weich dem Schicksal, duld und —
Federigo: Was?
Was, Himmlische?
Blanka (schmerzlich): O Gott!
Federigo: Du tötest mich.
O sprich ein sanftes Wort! — Vollende! — sprich!
Blanka: Und — und vergeßt nicht!

Dieses „Vergeßt nicht!", das wider Willen enthüllt, was die lange sich Weigernde verbergen will, könnte auch in einem der reifsten Werke Grillparzers stehen, ja es erinnert von fern an das „Komm morgen denn!", mit dem die liebliche Hero nach sittsamen Bedenken die Bitten ihres Leander erhört.

Bezeichnend für Grillparzers Gesinnung, die tief im Josefinismus wurzelte und bei aller Freiheitsliebe doch niemals republikanische Färbung zeigte, ist die unbedingte Verehrung des Gottesgnadentums, das er auch dann nicht angetastet wissen will, wenn der Träger der Krone wie Pedro ein Verbrecher ist. Seine Natur, die zwischen so

viel gegensätzlichen Kräften hin- und hergestoßen wurde, verlangte wenigstens für das gesellschaftliche Leben einen festen Halt, und diesen erblickte er in der landesherrlichen Macht. Sie galt ihm als Symbol und Verkörperung der Ordnung, und darum war sie ihm unter allen Umständen heilig. Wie wenig dabei servile Empfindung mit im Spiele war, beweist unter anderem die Karikatur eines Fürsten, die er später einmal in dem Fragmente „Alfred der Große“ zeichnete. Nicht die Person als solche, das Prinzip, das durch sie gedeckt wurde, verteidigte er.

In Blanka von Kastilien finden wir mancherlei Anklänge an spätere Dramen. So liegt besonders der Vergleich mit „Ein treuer Diener seines Herrn“ sehr nahe. Hier wie dort derselbe Konflikt zwischen persönlichen Interessen und der beschworenen Pflicht, aber die Rhetorik des Jugendwerkes ist in dem Drama des reifen Mannes durch vollblütiges Leben ersetzt. Dem entspricht wohl auch die schwankende Haltung Federigos einerseits, die eiserne Konsequenz Bancbans andererseits.

Es ist nicht undenkbar, daß in Blanka und Maria Padilla die Charaktere Theresens und Antoinettens im allgemeinen sich wiederspiegeln, wobei man denn, nebenbei bemerkt, keineswegs annehmen muß, daß dann der Dichter etwa in der Person des Pedro sich selbst eingeführt habe, obschon ihm bei der Zeichnung von Pedros brutaler Eifersucht wohl eigene Stimmungen vorschweben mochten. Dieselbe Gruppierung der Personen (Pedro — Blanka — Maria) kehrt übrigens in späteren Dramen Grillparzers mit Variationen öfters wieder. So in Ottokars Glück und Ende (Ottokar — Margarethe — Kunigunde), vor allem aber in der Jüdin von Toledo (Alfons — Eleonore — Rahel).

Im selben Jahre, in dem die erste Fassung der

„Blanka von Kastilien“ entstand, begann Grillparzer an einem einaktigen bürgerlichen Schauspiel „Die Schreibfeder“ zu arbeiten; vollendet wurde es 1808, eine zweite Fassung stammt aus dem Jahre 1809. Man hat darin offenbar eine Konzession Grillparzers an den Geschmack der Masse zu erblicken; er sucht — freilich mit wenig Glück — auf den seicht moralisierenden Ton eines Iffland einzugehen. Das Stück ist aber inhaltlich und formell plump geraten und noch viel langweiliger als die Vorbilder, denen es nacheifert. Trotzdem scheint Grillparzer mehr davon gehalten zu haben als von seiner Blanka, sicherlich nur darum, weil ihm das Grundmotiv sehr am Herzen lag: die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit. Darin berührt sich diese bürgerliche Komödie mit dem genialen Lustspiele „Weh dem, der lügt“, dem sie sonst aber so unähnlich als möglich ist.

Vortrefflich dagegen ist das Fragment „Robert von der Normandie“, das aus dem Frühjahr 1808 stammt. Zwei Akte sind vollendet, vom dritten nur der erste Auftritt vorhanden, fünf Akte waren geplant. Allerdings, Grillparzer steht hier vollständig unter dem Einflusse Shakespeares; von ihm lernt er die Kunst, Stimmung und Handlung stets in eins zu verschmelzen, er sieht es ihm ab, wie er die Personen scheinbar absichtslos und doch mit äußerster Schärfe zu charakterisieren hat. Nach seinem Vorbilde sucht er den Füll- und Übergangsszenen, an denen gerade junge Dichter zu scheitern pflegen, das verletzend Absichtliche zu nehmen und sie nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich dem Ganzen einzufügen, ja bis ins kleinste, bis in die einzelnen Wendungen des Dialogs hinein kann man Shakespeares Einfluß verfolgen. Aber so geschickt zu lernen versteht eben nur ein Genie, und bei aller Abhängigkeit ist das Fragment

doch eine wahrhaft hervorragende Talentprobe. Besonders überrascht die prächtige, saftstrotzende Prosa, in der das Stück geschrieben ist. Das Deklamatorisch-Rhetorische der Blanka vermißt man da vollständig; der Ausdruck ist immer geradezu und ohne Umschweif aufs nächste gerichtet, aber das einfachste Wort wölbt sich gleichsam in sinnlicher Kraft. Zum ersten Male gelingt hier Grillparzer der eigene Reiz eines andeutenden Dialoges. Robert ist in das Lager seines ihm feindlichen Bruders Heinrich von England gegangen, um mit ihm Frieden zu schließen, weil er es nicht über sich bringt, sein Volk länger unter den Schrecken des Krieges leiden zu lassen. Er trifft mit Heinrichs Feldherrn Lacy zusammen, einem alten Manne, den er noch vom Hofe seines Vaters her kennt. Lacy weiß, daß sein Herr gegen den auf freies Geleit vertrauenden Robert Verrat sinnt, und will ihn warnen. Robert jedoch besteht darauf, durchzuführen, was er einmal als seine Pflicht erkannt hat. Keiner von ihnen sagt geradezu, was er meint, aber durch das, was zwischen den Worten liegt, verständigen sie einander, und begreiflicherweise wirkt dieses bloße Andeuten weit mehr, als wenn sie in noch so kräftigen und schönen Worten ihre Absicht klar aussprächen. So hat Grillparzer, der in der Blanka den Mund stets gerne ziemlich voll nahm, an der Hand Shakespeares weise und kunstvolle Zurückhaltung gelernt — gewiß ein wesentlicher Fortschritt.

Neben diesen vollendeten Arbeiten und umfangreicheren Fragmenten findet sich eine Anzahl von dramatischen Versuchen, die über knappe Anfänge nicht hinausgekommen sind. So ein Familiengemälde „Seelengröße“, von dem außer den Eingangsszenen nur ein dürftiges Szenarium vorhanden ist, die Tragödien Rosamunde Clifford und Lucretia Creinwill, von

denen die erstere wegen ihrer stofflichen Verwandtschaft mit Blanka von Kastilien bemerkenswert ist, und ein lyrisch-dramatisches Gemälde Irenens Wiederkehr. Am interessantesten unter diesen kleineren Fragmenten ist vielleicht der Entwurf zu einer komischen Oper Der Zauberwald nach Shakespeares Sommernachtstraum.

Mitten in dieser regen dichterischen Tätigkeit, in dieser Fülle von Lernen und Schaffen legt Grillparzer ein Geständnis ab, das überraschen muß. Wieder einmal wirft er die Frage auf, ob er je ein mehr als mittelmäßiger Dichter werden könne. Phantasie und leidenschaftliches Empfinden kann er sich nicht absprechen. „Aber," fährt er fort, „gehört hiezu auch vielleicht der furor poëticus, der alles an einem Dichter, und den ich, wenn ich anders ehrlich reden will — nicht habe. Andere Dichter macht das Dichten warm, mich macht es kalt. Das Haschen nach Worten, Silben, Reimen ermüdet mich, und das Feuer meiner Phantasie muß den höchsten Gipfel erstiegen haben, wenn ich imstande sein soll, ein Gedicht an einem Tage zu vollenden, wie ich es mit der Ballade „Das Grab im Walde" tat. . . . Alle übrigen, auch noch so kleinen Gedichte flickte ich mühsam und stückweise zusammen, und ich kann mit Recht sagen, daß ich sie im Schweiße meines Angesichts gearbeitet habe."

Dieses Verzagen an seiner eigenen Kraft steigerte sich bisweilen zur hellen Verzweiflung. Wie schrecklich solche Stimmungen den Armen marterten, zeigt eine Tagebuchstelle, die, obschon zwei Jahre jünger als die eben erwähnte, ihr doch an die Seite gestellt werden darf. „Meine üble Laune," schreibt Grillparzer, „deren Grund ich nicht begreife, meine Schwermut, deren Quelle ich nicht einsehe, nimmt von Tag zu Tag zu, ich werde meinen Freunden unangenehm, denen, die mit mir um-

gehen, unausstehlich und mir selbst verhaßt, ohne daß ich weiß, warum, ohne daß ich Stärke genug besäße, mich aus diesem ertötenden Gewühle von marternden Bildern, die mir jede Freude vergällen, herauszureißen. Mit einem Worte, ich bin ein unglücklicher Mensch, und wenn mich das Schicksal nicht bald aus dieser quälenden Lage reißt, so schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf."

Diese Stimmungen sind wie eine Vorahnung späterer, noch schwererer Gemütsdepressionen; wenn auch flüchtig, tauchte der Gedanke an Selbstmord doch damals schon in ihm auf, ein Gedanke, der auch dem reifen Manne in bitteren Stunden unheimlich lockend nahe trat. Wenn man diese beiden Tagebuchstellen liest, begreift man, was Grillparzers Verhängnis war: die Unfähigkeit, sich auf der Höhe seiner selbst zu halten und in jedem Augenblicke ganz das zu sein, was er war. Nur in Momenten der aufs höchste gesteigerten Empfindung sammelten sich alle Kräfte seiner Seele zu einer Einheit; wie andere Leute Krankheitsanfälle haben, so hatte er gleichsam Anfälle von kraftstrotzender Gesundheit. Aber sie erschöpften sich bald, und dann trat der Rückschlag ein: nicht etwa bloß ein sanftes Abschwellen, wie das nach jeder Anstrengung natürlich ist, sondern ein eigentlicher Zerfall und tiefe Zerrüttung. Was die Begeisterung herrlich geeint hatte, das wirkte nun wieder feindlich gegeneinander: das Gefühl fand sich von dem nüchternen Verstande verletzt, der aber schalt das Gefühl gauklerisch und treulos.

Ein erschütterndes Ereignis mehrte noch die Schwermut, die sich des jungen Dichters damals bemächtigt hatte: es erkrankte sein Vater. Der sonst so gesunde Mann hatte sich, man weiß nicht wie, ein Brustübel zugezogen, und bald mußte der Arzt erklären, daß das Leiden

organisch sei. Zwar schien das Schlimmste noch in die Ferne gerückt, aber Hoffnung auf Genesung war nicht vorhanden.

In dieser Bekümmernis fand Grillparzer — man darf wohl sagen: unvermutet — Trost und Erhebung in der Musik. Er hatte das Klavier lange Jahre nicht berührt; nun wurde es wieder geöffnet. Freilich war ihm alles, was er einst gelernt, entschwunden; nur die Kenntnis der wichtigsten harmonischen Folgen, die ihm Gallus beigebracht hatte, war in seinem Gedächtnisse haften geblieben. Davon ging er nun aus. Er ergötzte sich „an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien". So eignete er sich bald eine erstaunliche Fertigkeit im Phantasieren an, die, wie das Urteil eines Kenners bezeugt, weit über das Maß des Dilettantismus hinausreichte, obwohl sie gar nicht auf theoretische Bildung gestützt war.

Interessant ist Grillparzers Geständnis, daß ihn an der Musik vor allem der Ton, der Klang lockte, „der als Nervenreiz Gemüt und Phantasie aufregt, wäre es auch nur, um sie dann dem Spiel mit ihren eigenen Bildern zu überlassen. Ebenso magisch, als der Ton an sich, wirkte von jeher auf mich die Verbindung der Töne nach ihrem eigenen Gesetze, d. i. nicht nach der Bestimmung eines von außen Hinzugekommenen, als: eines Textes, der gegebenen Aufgabe des Ausdrucks dieser oder jener Empfindung oder Leidenschaft. Für mich hat die Musik als solche, bloß den Gesetzen ihrer Wesenheit und den Einflüssen einer begrifflosen Begeisterung gehorchend, immer etwas unendlich Heiliges, Überirdisches gehabt. Ich ziehe daher auch die Instrumentalmusik eigentlich jeder anderen vor und würde es noch mehr

tun, wenn nicht der Zauber der Menschenstimmen so sehr für gesungene Musik spräche."

Diese Worte sind 1822 niedergeschrieben; aber so hat er Zeit seines Lebens über Musik gedacht, als Jüngling, als Mann, als Greis. Darum dürfen sie als eine Art Generalbeichte über sein musikalisches Empfinden gelten. Bei solchen Ansichten ist es denn begreiflich, daß er, was gleich jetzt bemerkt werden soll, in Haydn, Mozart und Beethoven seine Ideale erblickte, obschon die Spätwerke dieses letzteren manches enthielten, was ihn befremdete und störte. Begreiflich ist auch seine Vorliebe für die ganz auf die Melodie gestellte italienische Oper, und er scheint ausdrücklich auf sie zu zielen, wenn er sagt, er verzeihe einem Komponisten nichts leichter als Untreue gegen den Text, vorausgesetzt, daß er den Text bloß der organischen Einwirkung und Gestaltung des musikalischen Teiles aufopfere. „Nichts aber," fährt er fort, „ist mir unerträglicher, als ein Opern-Kompositeur, der den Worten seines Textes nachläuft und ihm deshalb eine zerstückelte, nicht melodisch, nicht organisch ausgebildete und abgerundete Musik unterlegt." Das klingt wie eine prophetisch voraussehende Ablehnung Wagners, der ihm denn auch just so wie Weber allezeit ein Greuel war.

Grillparzers Ansichten mögen heute überholt sein, obschon gerade in unseren Tagen ein Einlenken in reine Formen aus unerfreulich dürrer Wirrnis hinausführen könnte, aber eines läßt sich nicht bestreiten: bei aller Einseitigkeit offenbart Grillparzer in jedem Worte ein echt musikalisches Empfinden. Die Kunst der Töne, die das Gemüt seiner Mutter krankhaft überreizte, ihm war sie liebreich, ihm hat sie Lösung, Befreiung aus Qualen gebracht, vor allem in jenen Tagen, da seines Vaters

Krankheit immer raschere Fortschritte machte, und er selbst verwirrt in eine ungewisse Zukunft voll Not und Sorgen blickte. So tief zog sie seine Seele an, daß er alles, was er hörte und sah, in Töne umsetzte. Ja, Kupferstiche legte er auf das Notenpult und „spielte die darauf dargestellten Begebenheiten, als ob es eine musikalische Komposition wäre". Gewisse melodische und harmonische Folgen verquickten sich so enge mit Vorstellungen seiner dichterischen Phantasie, daß er in Augenblicken der Erschlaffung diese wieder erwecken konnte, wenn er jene an sein Ohr klingen ließ.

Was ihm so ohne sein Zutun als ein freies Geschenk natürlicher Begabung zugefallen war, suchte er in späteren Jahren durch theoretische Studien zu festigen. Allein er erlebte damit eine Enttäuschung. Mit zunehmender Beherrschung der Theorie verminderte sich seine praktische Fertigkeit, ja sogar seine Fähigkeit erlitt, wie er klagt, Einbuße. Er meint, das Studium des Systems habe ihm geschadet. „Da ich es früher wieder aufgab, ehe seine Lehren, zur halb unbewußten Gewohnheit geworden, die Phantasie unterstützt hätten, benahm es nun vielmehr meinen Harmoniefolgen alles Eigentümliche, und jeder Gedanke geht in regelrechter Eintönigkeit unter." Den eigentlichen Grund erblickt er freilich in der Erkaltung seiner Phantasie. Sicherlich übt er da in seiner Vergrämtheit eine nicht ganz gerechte Kritik an sich selbst. Mag auch im Laufe der Jahre die Frische seiner musikalischen Eingebungen nachgelassen haben, die Musik ist ihm doch durch sein ganzes Leben eine treue Begleiterin geblieben.

IV

Jahre der Not
Eintritt in die Beamtenlaufbahn

Das Jahr 1809 brachte einen traurigen Umschwung in den Verhältnissen der Familie Grillparzer mit sich. Die Krankheit des Familienoberhauptes machte raschere Fortschritte, als der Arzt geglaubt hatte. Dazu gesellten sich bald schwere Nahrungssorgen. Die allgemeine Not der Zeit hatte so manche bürgerliche Existenz untergraben, auch der Wohlstand Dr. Wenzel Grillparzers fiel ihr zum Opfer. Sein Leiden raubte ihm die Rührigkeit, die notwendig gewesen wäre, um sich in den mißlichen Zuständen zu behaupten, und legte ihm überdies höhere Ausgaben auf; Verluste, die er durch einen ungetreuen Beamten erlitt, verschlechterten die Lage, und endlich sah sich der rechtschaffene Mann, „für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren", genötigt, Darlehen aufzunehmen. Aber bitterer noch als dies empfand er die schmachvolle Demütigung seines über alles geliebten Vaterlandes, und die Kränkung darüber zehrte auf, was von Lebenskraft in ihm noch vorhanden war.

Sein Sohn teilte seine Empfindungen. Als Wien von den Franzosen beschossen wurde, stand er in den Reihen des akademischen Korps auf der Bastei, bereit zur Verteidigung seiner Vaterstadt. Allerdings wurde sein Mut auf keine allzu harte Probe gestellt, denn Wien

kapitulierte rasch, und der Feind nahm von der alten Residenz der Habsburger Besitz. Trotz seinem patriotischen Schmerz und seinem glühenden Franzosenhasse ließ Grillparzer übrigens keine Gelegenheit vorübergehen, den Kaiser Napoleon zu sehen. Von all der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit hob sich die Gestalt dieses Herrschgewaltigen imponierend ab und machte einen tiefen Eindruck auf den Dichterjüngling, der widerstrebend sich dennoch mit schaudernder Bewunderung der Größe des Korsen gefangen gab.

In diesen aufgeregten Zeiten verschlimmerte sich der Zustand von Grillparzers Vater mehr und mehr. Seine Kräfte nahmen unheimlich rasch ab, und die Nachricht von dem Abschlusse des Preßburger Friedens, der die Monarchie zertrümmerte, warf den todkranken Mann vollends darnieder. Am 10. November 1809 starb er.

Die Familie blieb in arger Bedrängnis zurück. Eine lächerlich kleine Pension, die durch das Finanzpatent von 1811 gar bis auf 90 Gulden Papiergeld herabsank, sollte hinreichen, eine Witwe mit vier Söhnen jahrüber zu erhalten. Der zweitgeborene Sohn Karl war freilich noch bei Lebzeiten des Vaters unter die Soldaten gegangen; er trieb sich, von manchem wunderlichen Schicksale verfolgt, weit in der Fremde umher und ließ durch Wochen und Monate nichts von sich hören. Von Zeit zu Zeit aber, wenn er gerade Geld brauchte, wendete er sich doch um Hilfe nach Hause, und man konnte ihn nicht einfach fallen lassen.

Da bewährte sich denn Grillparzer wieder als den echten Sohn seines Vaters. Er, der sonst seine Lage verträumt hatte, kannte nun nur e i n Ziel: Geld zu erwerben, um seiner Mutter und den Geschwistern beizuspringen. Dadurch, daß er junge Leute aus vornehmen Häusern

auf die juristischen Prüfungen vorbereitete, verschaffte er sich — allerdings kümmerlich genug — die Mittel hierzu. Eine erwünschte Entlastung bedeutete es, daß Kamillo eine Stellung als Schreiber bei der Amtsherrschaft Neutitschein antrat, wo er nebenbei Gelegenheit fand, die Tochter des Amtmanns im Klavierspiel zu unterrichten. Gleich seinem Bruder Franz besaß er nämlich eine nicht gewöhnliche musikalische Begabung, die er freilich nur dilettantisch verwertete. Weicher als sein älterer Bruder, war er doch ein unglücklicher Mensch wie dieser und von düsteren Launen gequält. Nach einer sehr bescheidenen Laufbahn als Beamter starb er 1865.

Grillparzer zog alle Konsequenzen aus seiner Stellung als Oberhaupt der Familie. Er ließ es mit der Sorge für den Unterhalt nicht genug sein, sondern nahm sich auch der Erziehung seiner jüngeren Brüder an. Ratend, ermahnend, tadelnd griff er ein, und er scheint ein ziemlich strenges Regiment geführt zu haben. Zweifellos wußte er sich in Respekt zu setzen, und etliche Briefe seiner Brüder bezeugen, wie sehr sie ihn verehrten und mit welcher Beflissenheit sie sich seiner Wohlmeinung zu versichern trachteten.

1811 beendete er die juridischen Studien, aber eine Anstellung ließ noch auf sich warten. So setzte er denn seine Tätigkeit als Privatlehrer fort. Ein Versuch, die gründlich umgearbeitete und mit Beihilfe Altmütters sauber abgeschriebene „Blanka von Kastilien“ auf die Burgtheaterbühne zu bringen, schlug fehl. Josef Ferdinand Sonnleithner, der damals Sekretär dieser Bühne war, wies das Stück als ungeeignet zurück. Grillparzer meint, sein Oheim habe damit allerdings recht gehabt, aber er habe das Stück vermutlich gar nicht gelesen.

Ein Zufall vermittelte ihm die Stelle eines Haus-

lehrers in der gräflichen Familie Seillern. Damit begann eine wunderliche Episode in seinem Leben. Der alte Graf war ein seltsamer Kauz, ein verschrobener, gänzlich ungebildeter Mann, der es nur in einem Belang zur Meisterschaft gebracht hatte: in der Kunst des Essens. Allmorgendlich kam er in einem schmutzigen Schlafrock zu Grillparzer aufs Zimmer, um mit ihm den Feldzugsplan für den Mittagstisch zu entwerfen: von welcher Speise man viel, von welcher man wenig essen sollte rc. Mit den tschechischen Bauern auf seinen Gütern in Mähren sprach er mit Vorliebe lateinisch und ärgerte sich weidlich über die Tölpel, die ihn nicht verstanden. Kurz, er war aus lauter Wunderlichkeiten zusammengesetzt. Die ganze Familie war außerordentlich bigott, und Grillparzer mußte seinen Zögling, einen übrigens herzlich unbegabten Menschen, allsonntäglich in die Kirche begleiten. Seine dichterischen Entwürfe versah er mit dem Vermerk „aus dem Französischen übersetzt", da jede Regung eines eigenen poetischen Schaffens als ein Beweis staatsgefährlicher Gesinnung gegolten hätte. Ausführlich und ergötzlich schildert Grillparzer diese Zustände in seiner Selbstbiographie.

Durch zwei Sommer begleitete er die gräfliche Familie auf ihre Besitzungen nach Mähren. Das zweitemal — im Herbst 1813 — überfiel ihn ein schweres Nervenfieber. Aus Furcht vor Ansteckung brachte man ihn in einem Badehause nahe bei dem kleinen Dorfe Stip unter und überließ ihn seinem Schicksale; er war da der Pflege eines vollkommen kenntnislosen tschechischen Baders und tschechischer Bauersleute, mit denen er sich nicht einmal verständigen konnte, anheimgegeben. Die Familie Seillern kümmerte sich nicht um ihn. Natürlich fehlte es an dem Nötigsten. Grillparzer kam dem Tode nahe,

und daß er endlich doch genas, schien ihm selbst ein Wunder. Unter den Nachwehen der Krankheit hatte er noch längere Zeit zu leiden; was er aber in seiner schmählichen Einsamkeit und Hilflosigkeit empfunden hatte, griff tiefer als die Krankheit selbst. Der Groll über die Rücksichtslosigkeit, mit der man ihn, den Bürgerlichen, preisgegeben hatte, setzte sich in seiner Seele fest, und allzeit bewahrte er eine mißtrauische Abneigung gegen die Aristokraten.

Im Jahre 1813 trat er als unbesoldeter Praktikant in die Hofbibliothek ein. Die Stellung, die für die Gegenwart nichts abwarf, eröffnete auch nur magere Aussichten für die Zukunft. Trotzdem war Grillparzer zufrieden. Von eigentlichen Bibliotheksarbeiten war nicht die Rede, die Beamten benahmen sich „wie der Hund beim Heu", d. h. sie bewachten einfach die vorhandenen Schätze, und so benutzte Grillparzer ungehindert die Gelegenheit zu ausgebreiteter Lektüre. Vor allem arbeitete er sich mit Eifer in die griechischen Autoren ein, die ihm seit jener Zeit immer vertraut geblieben sind, und warf sich auf das Studium des Spanischen. Er begann gleich mit einer Übersetzung Calderons, und seiner Beharrlichkeit gelang es bald, die Sprache zu meistern.

Schon Ende Dezember 1813 verließ er die Hofbibliothek und kam als Manipulations-Praktikant zur Bankal-Administration. Das neue Amt lockte ihn nicht gerade, aber die Aussicht auf Besoldung entschied. Damals entstand das launige Gedicht „Abschied von der Hofbibliothek":

Lebet wohl, ihr guten Musen,
Ich verlass' euch bald,
Denn an eurem welken Busen
Ist's verzweifelt kalt.

Für den Kopf, das muß ich sagen,
Sorgtet ihr recht sehr;
Doch ich hab' auch einen Magen,
Und den ließt ihr leer.

„Sieh den Lorbeer! Was lohnt höher"
Ach, ich hab' ihn satt!
Scheid' ich nicht, so braucht' ich eher
Noch ein Feigenblatt;

Denn hienieden ist man leider
Nur auf Geld erpicht:
Geld verlangt der Schneider,
Ach, und kein Gedicht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Drum lebt wohl, ihr guten Musen,
Ihr seid mir zu kalt;
Mich zieht an des Lebens Busen
Stärkere Gewalt.

In seinem neuen Wirkungskreise wurde Grillparzer zunächst im Expedit, dann im Protokoll beschäftigt, kurz, er mußte sich mit allen Fächern der Verwaltung bekannt machen; endlich hatte er in der Examinatur Schwärzer und Gefällsübertreter zu verhören. Diese Berührung mit dem unmittelbaren Leben tat ihm wohl, er erfüllte seine Aufgaben mit solchem Fleiß und solcher Geschicklichkeit, daß ihm bald das so sehnlich erhoffte Adjutum gewährt wurde. Im März 1815 trat er als Konzepts-Praktikant bei der K. K. Allgemeinen Hofkammer ein.

Waren während all dieser Jahre, in denen Grillparzer nach einer festen bürgerlichen Stellung rang, Stimmungen des Verzagtseins häufig, so regte sich doch auch nicht selten eine frische Lust an dichterischer Betätigung. Die Lyrik allerdings scheint spärlich bedacht worden zu sein, doch stammt aus jener Zeit immerhin eine seiner besten lyrischen Schöpfungen, die herrliche Ode „Die Musik". Eine helfende Trösterin nennt er sie, dankbar sich der Stunden erinnernd, die sie ihm verklärt. Von sich aber wendet er den Blick nach außen, ins Allgemeine, und er singt:

„Als das Recht von der Erde verschwunden,
Und die Unschuld gen Himmel geflohn,

Dienen lernte die freie Gebärde,
Lügen das Auge, des Himmels Bild,
Und das Wort, das heil'ge, wahre,
Sich in schändende Fesseln schlug:
Da wardst du von den Göttern gesendet
Als Vertraute für bessere Seelen,
Deine Sprach' ihrem Mund zu leihn.
Freudig eilten sie dir entgegen,
Sanken vertrauend in deinen Arm,
Und Lieb und Hoffnung und Scham und Reue
Flüsterten leis in deinen Busen,
Was sie erreicht und was sie verloren,
Was sie geträumt und wie sie gefühlt."

Trifft das auch für alle Zeiten und alle Völker zu, so mögen dem Dichter bei diesen Worten doch besonders die Zustände seiner Heimat vorgeschwebt haben. Das war ja die große Bedeutung der Musik in dem Österreich jener Tage, daß sie, da das freie Wort verfolgt, die freie Tat geknechtet wurde, das einzige blieb, woran sich der Geist über das Gemeine erheben konnte.

Auf eine hübsche Liebesepisode geht das reizende Gedicht „Cherubin" zurück. Grillparzer hatte sich in die junge und schöne Sängerin Henriette Teimer „verschaut", die in der „Hochzeit des Figaro" den Pagen spielte. Sich ihr zu nahen, fiel ihm nicht ein; aber aus der Ferne verzehrte er sich in Sehnsucht nach ihr. „Wer bist du, die in meines Herzens Tiefen . . . mit unbekannter Zaubermacht gegriffen?" fragt er. Das Äußere sagt: ein Knabe; doch durch die Maske bricht die holde Weiblichkeit. Das Gedicht schließt mit der glühenden Bitte:

„Schlicht diesen Streit von kämpfenden Gefühlen,
Bezähme dieses siedend heiße Blut,

Laß meinen Blick in diesen Reizen wühlen,
Laß mich der Lippen fieberische Glut
In dieses Busens regen Wellen kühlen;
Und meiner Küsse räuberische Flut
Soll das Geheimnis dir im Sturm entreißen,
Welch ein Geschlecht du würdigst, sein zu heißen."

Das Gedicht war auf rätselhafte Weise der Sängerin in die Hände gespielt worden, und nach Jahren erfuhr Grillparzer, daß die Schöne, während er hoffnungslos seufzte, alles aufbot, den Verfasser der stürmischen Verse ausfindig zu machen, bereit zu gewähren, worum er so sehnsüchtig bat.

Reichlicher als die Lyrik floß die dramatische Tätigkeit Grillparzers, obwohl er außer einem Lustspiele nichts vollendete.

In dem Fragmente „Drahomira" wählte er ein Milieu, das ihn später wiederholt lockte: die Übergangszeit von der Barbarei zur Kultur. Medeenstimmungen scheinen da vorbereitet. In der Tragödie Spartakus sollte sein Franzosenhaß flammenden Ausdruck finden. Schiller und Shakespeare nehmen zu gleichen Teilen Einfluß auf das Werk. Von jenem hat er die Gesinnung „in tyrannos" und die begeisterte Rhetorik, von diesem eine Charakterfigur wie die allerdings nicht gerade gut geratene Amme entlehnt. Aber unverkennbar mischten sich persönliche Beziehungen ein. So merkt man unschwer, daß ihm bei der Schilderung von Spartakus' Vater sein eigener Vater vorschwebte. Ein zarter Psyche-Monolog ist die Frucht seiner Begeisterung für Goethe, und 1814 unternimmt er gar das Wagnis, Faust, der Tragödie ersten Teil, fortzusetzen, wobei denn interessant ist, daß er im wesentlichen auf dieselbe Entwicklung in Fausts Charakter zusteuert wie Goethe selbst im zweiten Teil.

Stark shakespearesierend ist das Schauspiel „Alfred der Große“, von dem zwei Akte vorhanden sind. Es werden darin deutliche Seitenblicke auf die verrotteten Zustände in Österreich geworfen. Es sollte wie Spartakus zum Aufstand gegen die Fremdlinge begeistern, und Sauer hat recht, wenn er in diesen beiden Dramen den eigentlichen, freilich verborgen gebliebenen Anteil Österreichs an der Dichtung der Befreiungskriege erblickt. Die Tragödie „Die Pazzi“ steht gleichfalls ganz unter dem Einflusse Shakespeares, aber eigenste Empfindungen erfüllen die vorhandenen Szenen. „Weil er in der Gesellschaft nicht glänzen konnte, hat er sie geflohen“ wird von der Hauptfigur gesagt. Just so hat es Grillparzer selbst gemacht; er mißtraute sich und zog sich verdrossen zurück. Das erstemal, daß es ihn lockt, sein innerstes Leben in einer dramatischen Gestalt zu verkörpern; der Versuch gelingt nicht, die Dichtung bricht nach wenigen Szenen ab. Das Motiv der „Pazzi“ taucht nach Jahren in dem Entwurf zu „Friedrich dem Streitbaren“ als Nebenmotiv wieder auf; hier sollte sich's in der Figur des Frangipan gestalten, aber wieder wurde die Arbeit-fallen gelassen. Erst der alternde Dichter fand Freiheit genug über sich, um sich in Rudolf II. selbst mit unerbittlicher Schärfe zu zeichnen. Von einem Lustspiele Heinrich IV. liegen etliche flott entworfene Szenen vor, die es bedauern lassen, daß das Stück nicht vollendet wurde. Die Situation erinnert von ferne an das lustige Wechselspiel zwischen Kattwald und Leon, nur daß dort dem Zufall überlassen bleibt, was hier aus dem Charakter und der Absicht der Personen hervorgeht.

Eine eigenartige Stellung nimmt das Alexandriner-Lustspiel „Wer ist schuldig?“ ein, das im Herbst 1811 entstand. Es zeigt sehr enge Verwandtschaft mit

jenen anspruchslosen Konversationsstückchen, wie sie damals in Wien besonders beliebt waren. Von Kotzebue, Körner, Hutt, Steigentesch wurden derartige Sächelchen gespielt. Wie in diesen Stücken ist auch in „Wer ist schuldig?" die Handlung durchaus konventionell und ohne originelle Züge; die Intrigue ist viel zu durchsichtig und zu sehr auf das Zufällige gestellt, um zu interessieren. Aber in allem übrigen ist das Stück vortrefflich. Eine eigentümliche Freiheit der Empfindung löst es gleichsam von der gemeinen Wirklichkeit ab und stellt es in seine besondere Welt: eine Welt voll Anmut und Schalkheit. Gerade, daß es nichts sein will als ein drolliges Spiel, macht das Stückchen so reizend. Daher auch die Einheit der Stimmung, die ungetrübte Heiterkeit, in der es wie ein Gaukelbild im Blauen schwebt; keine Spur von der Sentimentalität der Vorbilder. Vortrefflich sind die Personen durch eine Fülle lebendiger Züge charakterisiert, und geradezu köstlich sind die Exkurse Holls über das Glück der Ehe. Er liebt seine Frau, aber wenn er sich die Zukunft ausmalt, denkt er sich seine Marie recht spießbürgerlich als die Pflegerin, die ihn wohl versorgt, ihn, wenn er krank ist, betreut u. s. w. Es scheint, daß der zwanzigjährige Grillparzer trotz seiner Leidenschaftlichkeit doch auch schon den Keim dieses naiven Männer-Egoismus in sich trug. Und wenn der eifersüchtige Ehemann Zorn und Groll mit einem Male vergißt, wie er das Kleid von dem schönen, rundlichen Arm seiner Frau zurückstreift, den angeblich eine Biene gestochen hat, so ist das wohl für ihn nicht mehr als für den Dichter selbst bezeichnend. Das Hübscheste an dem Lustspielchen ist aber der leichtfließende, wirklich witzige Dialog.

Alle diese Stücke hat Grillparzer mit Rücksicht auf die ihm bekannten Bühnenverhältnisse geschrieben. Wir

wissen, daß er manche Gestalten geradezu im Gedanken an bestimmte Personen entwarf. Als die Burgschauspielerin Frl. Roose starb, schrieb er in sein Tagebuch: „Die Blanka von Kastilien kann nie aufgeführt werden.“ In diesem steten Bedenken des schauspielerisch Möglichen zeigt sich seine echt dramatische Veranlagung. Aufgeführt wurde von diesen Dramen trotz alledem keines. Aber an jedem hat er Neues zugelernt, sie verschafften ihm die Sicherheit in der Beherrschung der dramatischen Kunstmittel, und aus der vielfältigen Nachahmung großer Vorbilder rang er sich endlich zu seiner Eigenheit durch.



V

Die Ahnfrau – Sappho

Durch seine Beschäftigung mit dem Spanischen machte Grillparzer die für sein ganzes Leben so wichtige Bekanntschaft Schreyvogels. Um 23 Jahre älter als Grillparzer, war dieser gründlich und fein gebildete Mann gleich manchem der Besten in Österreich vor der Knebelung des Geistes nach Deutschland entflohen. In Jena und Weimar hielt er sich mehrere Jahre auf. Hier genoß er des Umgangs mit Schiller, Goethe und Wieland. Viel hat er von ihnen gelernt, getreulich hat er sich in ihre Ideen eingelebt, bei alledem bewahrte er sich doch in manchen Dingen sein eigenes Urteil. So fand er an Goethes Theaterführung allerlei auszusetzen. Endlich trieb ihn die Liebe zur Heimat nach Wien zurück. Auf verschiedenen Wegen suchte er ein Feld für seine Tätigkeit. Seit 1807 gab er unter dem Namen Thomas West das vortreffliche Sonntagsblatt heraus. Mit seinen sachlich eindringenden Kritiken, die ihn als einen nicht unwürdigen Nachfolger Lessings erscheinen lassen, erhob er sich weit über das ästhetisierende und rezensierende Gelichter seiner Umgebung. Ein begeisterter Verehrer Goethes, ein Verfechter der Klarheit, trat er mit äußerster Schärfe gegen die nebulose Mystik der Romantiker auf. Grillparzer bekennt, daß er dem Sonntagsblatte viele fruchtbare An-

regungen verdankte, wie es ihn denn zuerst auf Goethe verwies. Auch seine tiefe Abneigung gegen die Romantiker — obwohl aus seiner eigenen Natur vollkommen verständlich — mag durch die Polemiken Schreyvogels hervorgerufen und bestärkt worden sein.

Zu selbständigen dichterischen Arbeiten reichte die Fähigkeit Schreyvogels nicht aus; seine Versuche auf dem Gebiete der Novelle und des Dramas kranken an einem unheilvollen Mangel an Gestaltungskraft. Wohl aber hat er sich als Bearbeiter Shakespeares und vor allem spanischer Dramatiker große Verdienste um die Bühne erworben. Heute noch spielt man „Das Leben ein Traum“ und „Donna Diana“ in seiner Einrichtung. Seit 1814 wirkte er als Sekretär des Grafen Palffy, der das „Theater nächst der Burg“, wie das Hoftheater offiziell genannt wurde, und das Theater an der Wien gepachtet hatte. Nach Auflösung dieses Vertrages wurde er Sekretär des Hoftheaters. Seine Stellung war die eines artistischen Direktors. Zum Dramaturgen geboren, hat er die seiner Leitung anvertraute Bühne zu einer künstlerischen Höhe emporgehoben, die sie seither nicht wieder — auch nicht unter Laube — erreicht hat. Vortrefflich verstand er es, aus seinen Schauspielern herauszuholen, was an Eigenart in ihnen steckte, jeden an seinen richtigen Platz zu stellen und die verschiedenen Individualitäten zu einer großen, in allen Einzelheiten wohl abgetönten Einheit zu versammeln. In der Ausgestaltung des Repertoires begegnete er allerdings den größten Schwierigkeiten, wie ihm denn überhaupt seine kenntnislosen und böswilligen Vorgesetzten das Leben so sauer als möglich machten, aber trotz Plackerei und Ärger erneute er seine Versuche immer wieder, und es gelang ihm in der Tat, manches Wertvolle durchzusetzen. Dabei bewährte er eine Eigen-

schaft, die selbst an guten Dramaturgen nur selten zu finden ist: die Fähigkeit, zwischen seinem eigenen Geschmack und den Forderungen des Publikums gelassenen Sinnes die richtige Mitte zu halten. Sein bleibendes Verdienst ist es aber, daß er dem Genie Grillparzers die Bühne erschlossen hat.

Die Bekanntschaft zwischen beiden Männern kam folgenderweise zustande: Am Burgtheater wurde „Das Leben ein Traum" in Schreyvogels Bearbeitung zur Aufführung vorbereitet. Nun erfuhr Deinhardstein, ein Bekannter Grillparzers, daß auch dieser mit einer Übersetzung des spanischen Dramas sich beschäftigt habe und daß der erste Akt davon fertig vorliege. Er machte ihm den Vorschlag, das Manuskript der von dem einflußreichen Journalisten Hebenstreit redigierten „Modezeitung" zu überlassen, und nach einigem Zaudern willigte der Dichter ein. Er so wenig wie Deinhardstein wußte, wer der Autor der zur Aufführung bestimmten Bearbeitung sei. Ein Irrtum hatte das Pseudonym West, dessen sich Schreyvogel zu bedienen pflegte, in Wendt verwandelt.

Nach der Aufführung vom „Leben ein Traum" ließ nun Hebenstreit, der Schreyvogel gern eins am Zeuge flicken wollte, Grillparzers Übersetzung in seinem Journal abdrucken und benutzte sie zu hämischen Ausfällen gegen jenen. Ärger über den Erfolg des Sonntagsblattes scheint das Motiv gewesen zu sein; damals schon wurde die „öffentliche Meinung" in Wien von einer Horde von Freibeutern beherrscht, die ohne Talent und Kenntnisse, doch mit dreister Unverschämtheit das kritische Amt zu persönlichen Zwecken mißbrauchten, die schalste Mittelmäßigkeit, wenn sie nur mit ihnen paktierte, gelten ließen, dagegen ein hochstrebendes und selbständiges Talent mit

den niedrigsten Mitteln zu unterdrücken suchten. Dabei scheuten sie nicht einmal vor der Vernichtung einer Existenz zurück; sie wollten eben allein die Macht in Händen haben.

Grillparzer war empört, als er erfuhr, wozu er mißbraucht worden war; Schreyvogel natürlich glaubte, er habe absichtlich zur Intrigue mitgeholfen. Ein Skriptor der Hofbibliothek, der alte Leon, vermittelte; er brachte den sich sträubenden Grillparzer zu Schreyvogel. Die ersten Worte klärten das Mißverständnis auf, und damit war der Grund zu einem freundschaftlichen Verhältnisse gelegt, das bis zum Tode Schreyvogels in ungetrübter Herzlichkeit bestehen sollte.

In Grillparzers Kopf war damals gerade ein neuer dramatischer Plan aufgetaucht, angeregt durch zwei Erzählungen: den französischen Roman „Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin" und den deutschen Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwörung in dem Schlosse Stern bei Prag". In der französischen Erzählung war ihm die Szene aufgefallen, wie Mandrin in dem Zimmer seiner Geliebten, die nicht weiß, daß sie ihr Herz einem Verbrecher geschenkt hat, ergriffen wird. In dem deutschen Roman aber reizten ihn die schaurigen Verwechslungen der Enkelin eines alten Geschlechts mit dem Geiste der Ahnfrau: der Liebhaber hält einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für die Geliebte.

Vereinzelt war keines der beiden Motive zu brauchen: der Ergreifungsszene fehlte Entwicklung und bedeutender Zusammenhang, die Gespenstergeschichte entbehrte eines rein menschlichen Interesses. Aber eines Morgens, als Grillparzer noch im Bette lag, wuchsen ihm die beiden

Motive plötzlich ineinander. „Der Räuber fand sich durch das Verhängnis über die Urmutter seines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Ehe ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig.“

Auf die Frage Schreyvogels, ob er sich nicht mit dramatischen Entwürfen trüge, entwickelte Grillparzer nun eingehend und lebhaft den eben gereiften Plan. Schreyvogel war entzückt; er meinte, das Stück brauche nur noch niedergeschrieben zu werden.

Aber damit hatte es gute Wege. Grillparzer mißtraute seinen Kräften und ließ die Sache auf sich beruhen. Nach Monaten traf er Schreyvogel wieder; der erkundigte sich nach dem Stand der Dinge, mahnte und ermunterte, und nun auf einmal kam das Werk in Fluß. In fieberhafter Hast schrieb Grillparzer das Stück nieder; nur einmal, als kaltes Wetter eintrat, verließ ihn die Stimmung, aber sie kam wieder, und in vierzehn Tagen war die Arbeit beendet.

Schreyvogel, der ihr Fortschreiten ratend und fördernd verfolgt hatte, fand nun — dem vollendeten Werke gegenüber —, es fehle an einer soliden Verknüpfung der Motive. In der Tat war nach dem Entwurfe Grillparzers die Gestalt der Ahnfrau durchaus episodisch und ohne innere Verbindung mit der Handlung. Der erfahrene Dramaturg riet nun, einen solchen Zusammenhang dadurch herzustellen, daß der Untergang des Hauses Borotin mit einer Schuld der Ahnfrau begründet werde; sie müsse verurteilt sein, die Schuld und Leiden ihrer Nachkommen — Sprossen ihrer Sünde — mit anzusehen, bis das Geschlecht ausgerottet, der ungerechte Besitz verlassen und ihre eigene Untat enthüllt sei; so werde das Gespenst zu einer handelnden und wirklich tragischen

Person. Grillparzer beherzigte den klugen Rat; er fügte die Erzählung Günthers im ersten Akte ein und brachte im Verlaufe des Stückes noch etliche kleine Änderungen an, die mit Rücksicht auf jene Erzählung notwendig geworden waren.

Nun wurde gleich an die Proben gegangen. Die Schauspieler studierten ihre Rollen mit wahrer Begeisterung und behandelten den jungen Dichter, der im abgeschabten Überzieher auf die Proben kam, wie einen jungen Gott. Die geniale Schröder hatte die Bertha und die Ahnfrau, der pensionierte Hofschauspieler Lange den Grafen Borotin, Herteur den Jaromir übernommen. Schreyvogel, dem als Sekretär des Grafen Palffy die Wahl zwischen dem Burgtheater und dem Theater an der Wien freistand, entschied sich aus guten Gründen für das letztere. So kam denn die Aufführung am 31. Januar 1817 zustande — freilich nicht ohne Schwierigkeiten; denn die Zensur verbot kurz vorher das Stück. Zunächst half die Schröder darüber weg, als aber das Stück nach der dritten Vorstellung wieder verboten wurde, sprang Graf Palffy ein, der erklärte, er müsse sein Theater sperren, wenn man ihm die Aufführung von Zugstücken unmöglich mache.

Mit seiner Mutter und seinem Bruder Adolf wohnte Grillparzer auf der Galerie der Premiere bei; aber seine nervöse Natur litt entsetzlich unter den Aufregungen des Abends. Ihn schüttelte förmlich das Fieber, und er faßte den Vorsatz, nie mehr eines seiner Stücke anzusehen. Nur schwer ließ er sich überzeugen, daß die Ahnfrau einen großen Erfolg gehabt habe; ihm war die Vorstellung widerlich gewesen. Grillparzer erklärt diese seltsame Erscheinung, indem er sagt, es habe sich ihm das Gefühl aufgedrängt, daß es ebenso unschicklich sei, seinen inneren

wie seinen äußeren Menschen nackt zu zeigen. Die eigentliche Ursache aber lag wohl in dem bei ihm immer zu beobachtenden Zusammenbruch nach dem Feuer des Schaffens. In dem Augenblicke, als er das Stück sah, war er ein ganz anderer Mensch als damals, da er es schrieb, und doch äußerlich derselbe; das aber verwirrte auf das peinlichste sein Gefühl. Er hatte die Empfindung, als ob er sich vor sich selber schämen müßte.

Diese Mißstimmung, aus seiner tiefsten Natur hervorgegangen, wurde unseligerweise noch durch die Verdrießlichkeiten gemehrt, die ein recht widerliches Gefolge der Aufführung bildeten. Wohl war das Publikum entzückt, und die „Ahnfrau" nahm ihren Weg vom Theater an der Wien über alle Bühnen Österreichs und Deutschlands. Aber eine niedrige und verleumderische Kritik fiel über Grillparzer wie über einen Verbrecher her. Eingeleitet wurde die Fehde durch denselben Hebenstreit, der Grillparzer vor gar nicht langer Zeit gegen Schreyvogel ausgespielt hatte; der Dichter hatte es eben gewagt, Selbständigkeit zu zeigen, mit dem Angegriffenen Freundschaft zu schließen, unbekümmert um die Meinung der Modezeitung und ihres Redakteurs — er sollte nun die Macht eines Journalisten zu spüren bekommen. Heimtückisch genug ging Hebenstreit dabei zu Werke. In der Modezeitung brachte er eine kurze Besprechung des Stückes, die nicht Fisch noch Fleisch war, und schloß mit der Phrase, er wolle den Vorwurf von sich ablehnen, durch ein vorzeitiges Lob die Entwicklung eines schönen Talentes zu stören. Anonym aber ließ er in dem Cottaschen Morgenblatte, einem angesehenen populär-wissenschaftlichen Organe, das in Tübingen erschien, eine Reihe von Artikeln veröffentlichen, in denen er an der Ahnfrau eine geradezu wegwerfende Kritik übte. Boshaft wie sein

Tadel war sein Lob: er bewunderte das außerordentliche Geschick des Verfassers, auf den Effekt hinzuarbeiten; damit sollte die Ahnfrau in eine Linie mit den auf krasse Wirkung ausgehenden Gespenstergeschichten der Vorstadt gerückt werden. Nun, nachdem das gewichtige „Morgenblatt" gesprochen, konnte man sich auf die Stimme des Auslandes berufen. Jetzt ging die Hetze von allen Seiten gegen den armen Grillparzer los; Hebenstreit, der den wüsten Chorus entfesselt hatte und so auf die „allgemeine Meinung" sich stützen durfte, gewann nun den Mut, aus seiner Anonymität hervorzutreten; er bekannte sich als Verfasser der Kritiken im Morgenblatt. Was die Niedertracht begonnen hatte, vollendete die Dummheit: ehrliche, aber beschränkte Leute fühlten nun auch die Verpflichtung, in den Tadel einzustimmen. Allgemein nahm man Anstoß an der „Schicksalsidee". Die einen bewiesen unwiderleglich, daß Grillparzer die „Fatumsidee" der Alten lächerlich entstellt habe, andere rügten, daß die gänzlich heidnische „Idee", die seinem Werk zu Grunde liege, das Christentum beleidige. Kurz, in diesen ideenärmsten aller Kritiken war jedes zweite Wort Idee. Am vernünftigsten urteilte noch Adolf Müllner, der Verfasser der „Schuld", den Grillparzer selbst zu einer Zeit, da er schon allen Grund hatte, ihm zu grollen, den letzten sachkundigen Kritiker Deutschlands nannte. „Die moralische Erbkrankheit," meint er in einem Briefe an Schreyvogel, „die in verbrecherisch entstandenen Männern sich fortpflanzt, das ist eine treffliche Grundidee." Aber er findet, sie komme nicht recht zum Ausdruck. Es müßte gezeigt werden, wie der Sündengärtner Satanas den Sündenbaum immer größer ziehe, eine fortschreitende Entwicklung vom ersten Keim müßte gegeben werden. Aber just daran fehle es; der alte Borotin z. B. sei eine

brave, ehrliche Haut, und der sündige Same habe in ihm nie Frucht gebracht. Damit hänge auch die Mangelhaftigkeit der Charakterzeichnung zusammen — Jaromir sei eine psychologische Irrationalgröße — ebenso die Monotie des Dialogs, von dem eigentlich nicht viel zu spüren sei, „inmaßen die Leute fast mehr Empfindungen aussingen, als Gedanken aussprechen." Der kluge Mann erspürte in der Tat einige Schwächen des Stückes, aber auch er ging, wie die andern, von der Kritik der Idee aus.

Dagegen nun hat sich Grillparzer zu allen Zeiten — denn oft und oft ist er in seinen freilich nie veröffentlichten Aufzeichnungen auf die Ahnfrau zurückgekommen — mit größter Entschiedenheit gewehrt. Er wollte in seiner Ahnfrau nichts sagen, nichts lehren, er wollte kein System personifizieren, er wollte überhaupt gar keine Idee hineinlegen. Wie der gebildete Verstand sich mit der Idee des Schicksals auseinandersetzt, ist ihm gleichgültig. Genug, daß in unserem Empfinden die Ahnung geheimer Schicksalsmächte einen Platz findet. Nicht um philosophische Wahrheit, um lebendige Realität ist es ihm zu tun. „Die Grundirrtümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie," sagt er, „und die poetische Idee ist nichts anderes als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet." Diejenigen aber, die in der Ahnfrau durchaus nur ein Symbol erblicken können, verweist er auf Macbeth. „Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Tut die Augen auf! Was ihr da seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz." Daß er sich diese Anschauung nicht erst später zurechtgelegt hat, beweist ein Notizblatt, das aus der Zeit vor

der Ahnfrau stammt. „Das Generalisieren in Geschmackssachen,“ heißt es da, „erscheint mir ebenso lächerlich, als es mir widerlich ist. Wenn Schlegel sagt, Äschylos wollte in seinem Prometheus dies und das schildern, so erhellt sehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und dessen Walten für ein Ding ist. Äschylos wollte im Prometheus den Prometheus und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt ist wohl je bei Schöpfung eines Meisterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmischung (der Philosophie) in die Kunst. Mir kommt ein solches Assert ebenso vor, als ob jemand glaubte, der Natur lägen wirklich die anziehende und abstoßende Kraft zu Grunde. Die Körper sind schwer, sie fallen, sie verbinden sich, sie werden bewegt, aber von einem Allgemeinen ist da nirgends die Rede, als im Geiste des Beobachters.“

Von einem Allgemeinen ist auch in der Ahnfrau nicht die Rede, und da es fehlt, gibt es auch nichts zu symbolisieren. Das Gespenst ist für den Dichter so real wie die anderen Personen. Obwohl dies nun feststeht, sträuben sich aufgeklärte Geister noch heutigen Tages gegen die Annahme, ein gebildeter Mann wie Grillparzer könnte den Aberglauben selbst geteilt haben. Man glaubt seine Reputation zu retten, wenn man sagt, als Dichter habe er immerhin an sein Gespenst geglaubt, als Mensch aber nicht; er habe sich eben auf den Standpunkt der handelnden Personen gestellt. Wie töricht das ist, braucht wohl kaum gezeigt zu werden. Als ob das Dichten im hellen, nüchternen Bewußtsein sich vollzöge! Als ob der Dichter sich nach Belieben bald auf diesen, bald auf jenen Standpunkt stellen könnte! Etwa wie ein Gelehrter, der irgend eine Erscheinung in ihren verschiedenen Ent-

wicklungsformen durch die Jahrhunderte verfolgt. Nein, die Sache ist anders: mit dem Verstand hat Grillparzer allerdings nicht an Gespenster geglaubt, aber in seiner Empfindung waren sie lebendig. So empfindungsarm ist doch kaum jemand, daß ihn nicht manchmal gruselige Stimmungen anwandeln, die ihn zwingen, scheu um sich zu blicken, obschon er ganz gut weiß, daß es nichts zu fürchten gibt. Und Grillparzer ist in diesen Stimmungen aufgewachsen, seine ganze Kindheit war von ihnen beherrscht — man erinnere sich der Szene in Enzersdorf — und auch später haben sie ihn sicherlich angewandelt. Er war eben ein Mensch „von übergreifender Phantasie". Als er in seiner Wohnung im „Elend" vor dem wackeligen Schreibtisch, auf einem Stuhl mit durchbrochenem Geflechte sitzend, im Fieberdrang die leidenschaftlichen Trochäen seiner Ahnfrau hinwarf, da ist in nächtigen Stunden diese Ahnfrau wohl leibhaftig vor ihn hingetreten, und schaudernd hat er ihre Umarmung gespürt.

Daß er es wagte, diesen Gespenstertraum seiner erhitzten Phantasie auf die Bühne zu bringen, dafür mag dann allerdings nüchterne Erwägung entscheidend gewesen sein. Die Vorbilder lagen ja so nahe: das Wiener Märchen- und Zauberdrama machte derartige Erscheinungen vertraut. Wie sehr es in seiner ganzen Art auf die Gestaltung der Ahnfrau gewirkt, wußte er recht wohl, ja er schämte sich, ein Stück geschrieben zu haben, das doch eigentlich nur für die Vorstadt sei. Aber dann erinnerte er sich Shakespeares und Calderons, und seine Bildungsbeflissenheit war beruhigt.

Beinahe noch entschiedener als gegen die Insinuation einer Idee wehrte sich Grillparzer gegen die Zusammenstellung mit den sogenannten „Schicksalstragödien".

Das moderne Schicksalsdrama hat seine Heimat in

England. Lillos „Fatal curiosity“ behandelt zum erstenmal dramatisch das Motiv von dem Sohne, der nach jahrelanger Abwesenheit heimkehrt und von seinen mittlerweile verarmten Eltern, denen er sich nicht zu erkennen gibt, ermordet wird. Das Stück wurde 1775 in Deutschland bekannt, der Stoff fand auch bald darauf deutsche Bearbeitungen, die aber ohne Erfolg blieben. Nicht bloß wegen ihrer künstlerischen Schwäche. Minor bemerkt mit Recht, daß die Schicksalsidee just wie die Romantik erst mit dem Abnehmen der freigeistigen Bewegung Boden gewann. Die dem Mystischen zugeneigte Stimmung zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts kam einem Stück wie Z. Werners „24. Februar“ entgegen. Die dunklen Mächte der Empfindung hatten sich vom Zügel der Aufklärung losgerissen, und die Leute schwelgten nun in andächtigen Schauern vor einem Zerrbilde, wie es dieser 24. Februar ist. Werners Leistung wurde durch Müllners „29. Februar“ und „Schuld“ noch überboten. Schiller hatte in seiner „Braut von Messina“ wohl auch das Walten des Fatums gezeigt, allein er stand in seiner ganzen Auffassung doch merklich abseits von Werner und Müllner.

Grillparzer behauptete, je länger, je heftiger, seine Ahnfrau sei durchaus nicht als Schicksalstragödie gedacht. Daran, daß eine mißverständliche Auffassung möglich war, trage Schreyvogel die Schuld, der ihn veranlaßte, die Nachwirkung der Schuld der Ahnfrau zu betonen. Er hat insofern unrecht, als durch die von Schreyvogel geforderte Änderung das Stück wohl einen festeren Rückhalt gewann, in seinem Charakter aber nicht wesentlich verschoben wurde. Schon aus der bloßen Verquickung der beiden Motive vom Räuber Mandrin und von der gespenstischen Urahne mußte sich eine schicksalmäßige Anlage ergeben. Wenn der Zusammenhang deutlicher her-

vorgehoben wurde, so war das nur von Vorteil. Aber auch so ist das Stück keine Schicksalstragödie im gewöhnlichen Sinne.

Schiller läßt das Schicksal als eine dunkle, unerforschliche Macht gleichsam über den Menschen schweben; Vorherbestimmung, Weltordnung ist es ihm. In ihrer Kleinlichkeit verstehen es die Menschen nicht zu fassen, aber sie wagen, es zu deuten und ihm einen Vorteil abzulisten. Abergläubisch hoffen sie ihm zu entrinnen, und gerade deshalb werden sie von ihm zermalmt.

Weit entfernt von der Höhe dieses Gedankens sind Werner und Müllner. Bei ihnen spielt das Schicksal die Rolle einer launischen Tante, die aus purer Schadenfreude den armen Leuten allerlei blutigen Schabernack antut. Es häuft Greuel auf ganz Unschuldige, zwecklos, ja widersinnig ist, was es wirkt. Und wie kindisch äußert es sich! Es wählt just ein bestimmtes Datum für seine tragischen Schelmenstreiche, es kündigt sich durch allerhand Zeichen: ein herabfallendes Messer und dergleichen an. Diese Dramen aber sind es, die man eigentlich unter dem Namen „Schicksalstragödien“ zusammenfaßt.

Mit ihnen hat die Ahnfrau in der Tat nichts gemein als etwa, daß auch darin ein verhängnisvoller Dolch benutzt wird. Aber alle Ereignisse vollziehen sich in einer vollkommen logischen Verknüpfung. An den Tatsachen selbst brauchte nichts geändert zu werden, auch wenn die Ahnfrau vollständig fehlte. Trotzdem liegt etwas Schicksalmäßiges in dem Stück, und das Gespenst ist kein bloßer theatralischer Aufputz. Aber das Schicksal ist auch nicht wie bei Schiller eine außerhalb der Personen stehende, über ihnen wirkende sittliche Macht, es liegt vielmehr in ihnen, es ist nichts weiter als der Reflex der Empfindungen. Alles, was rätselhaft und geheimnisvoll im Leben des

Menschen wirkt, nennen wir Schicksal. Weil uns vieles unbegreiflich ist, ahnen wir eine höhere Macht über uns. Und da hat Grillparzer angesetzt. Er läßt das Unerklärliche unerklärt, er macht keinen Versuch zu deuten, und seine ganze Kunst wendet er daran, daß jene dunkle Macht, die als Schicksal in dem Hause Borotin zu wirken scheint, uns ja niemals deutlich werde; wir sollen sie nicht sehen, nicht begreifen, wir sollen sie nur ahnen. Das gibt seiner Tragödie die eigentümliche Stellung, das gibt ihr auch ihre wahrhaft künstlerische Bedeutung.

Daß die Charaktere nicht Fülle genug besitzen, darin hat Müllner recht; aber vielleicht liegt das auch an dem Stoffe. Die Hauptsache in dieser merkwürdigen Schöpfung ist doch die drängende, unheimliche, schaurige Stimmung. Eine gewisse Verschwommenheit gehört dazu. Die Ahnfrau ist ein musikalisches Drama, das Unausgesprochene ist wichtiger als das, was gesagt wird. Die dunklen, begrifflosen Empfindungen der Menschennatur ringen darin nach Ausdruck. Wenn man sich diese musikalische Grundstimmung der Ahnfrau klar macht, so wird Müllners Bemerkung, daß die Personen mehr singen als reden, fast zum Lobe.

Grillparzer war von dem Wust von Kritiken, die über sein Stück erschienen, angewidert, zumal manche geradezu lügenhafte Angaben enthielten. Er entwarf eine geharnischte Antikritik, ließ sie aber in seinem Pulte liegen. Schreyvogel riet, das Stück drucken zu lassen, damit wenigstens die Lügen authentisch widerlegt würden; in einer schönen Vorrede nahm er Grillparzer in Schutz. Durch die Veröffentlichung im Druck wurde der Dichter allerdings um den besten Teil des materiellen Erfolges gebracht; denn für gedruckte Stücke zahlten die Bühnen damals kein Honorar.

Trotz allem Ärger regte sich in Grillparzer doch bald wieder die Schaffenslust. Er wählte nun einen Stoff, der der Volksbühne noch näher verwandt war, als jener der Ahnfrau, und entwarf nach Voltaires Roman „Le blanc et le noir" den Plan zu dem Schauspiel „Des Lebens Schattenbilder", das er später „Der Traum ein Leben" nannte. Die Schauspieler drängten sich um die Rollen des noch nicht geschriebenen Stückes. Ein Zerwürfnis mit Küstner, der den Zanga spielen sollte, benahm Grillparzer die Lust an der Arbeit. Als nun Küstner bald darauf in einer Zauberposse von C. F. van den Velde auftrat, der gleichfalls ein objektivierter Traum zugrunde lag, war sie ihm vollends verleidet, und er ließ sie liegen. Den vollendeten ersten Akt veröffentlichte er 1821 in Lemberts „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde".

Durch einen Bekannten, Dr. Joël, wurde er auf den Stoff der Sappho aufmerksam gemacht. Joël meinte, es ließe sich daraus ein gutes Libretto für den Kapellmeister Weigel machen. Grillparzer bemerkte sofort, der Stoff gebe auch eine vortreffliche Tragödie, was Joël mit Rücksicht auf die Dürftigkeit der Geschehnisse bezweifelte. Aber gerade das war Grillparzer recht. Die hämischen Krittler, die den großen Bühnenerfolg der „Ahnfrau" nicht hatten abstreiten können, hatten ihn auf die grelle Theatermache zurückgeführt. Nun fühlte sich Grillparzer versucht, an einem ganz einfachen Stoffe, dem fast jede äußere Bewegung fehlte, seine Dichterkraft zu bewähren.

Noch am selben Tage war der Plan fertig. Des nächsten Tages begann Grillparzer mit der Arbeit, gewiß ohne Kenntnis der vorhandenen, sehr schwächlichen Sappho-Bearbeitungen. Wohl aber studierte er die Über-

lieferung genau, vor allem verschaffte er sich Sapphos, leider zum größten Teil nur fragmentarisch erhaltene Dichtungen. Aus ihnen trat ihm die griechische Sängerin in der ganzen verhaltenen Glut ihres Wesens entgegen. Eine ihrer Oden — die an Aphrodite — verwob er geschickt in den Text. In der Zeit vom 1. bis zum 25. Juli wurde das Stück niedergeschrieben.

Aber Grillparzer mußte warten; denn Schreyvogel war eben auf einer Reise in Deutschland. Als er endlich zurückkehrte, wurde ihm das Manuskript sofort vorgelegt. Er äußerte sich aber nicht sehr hoffnungsfreudig, denn ihm schien der Mangel an allem Sinnfälligen gar zu empfindlich. So beeilte er sich denn auch nicht mit den Proben, obwohl die Schauspieler guten Mutes waren, und die Aufführung fand erst am 21. April 1818 im Burgtheater statt. Der Rolle der Sappho hatte sich Frau Schröder angenommen, die nach Grillparzers Empfinden dafür freilich etwas gar zu bejahrt war — der Dichter dachte sich die Sappho als eine etwa 26jährige Frau, und die Schröder war eine Fünfzigerin —, den Phaon spielte Korn, die Melitta dessen Frau, die vorher nie in einem klassischen Drama aufgetreten war. Sie suchte denn durch gespreiztes Wesen der Würde gerecht zu werden und war noch auf der Generalprobe unausstehlich. Von Grillparzer aufmerksam gemacht, legte sie ihre Unart über Nacht ab und spielte bei der Aufführung mit der natürlichsten Grazie. Der Erfolg war ein ungeheurer, und sie hatte den Hauptanteil daran — ein Beweis für den Scharfblick Grillparzers, der sie zu aller Verwunderung für diese Rolle auserkoren hatte.

Die Ähnlichkeit Sapphos mit Goethes Tasso liegt auf der Hand, aber sie beruht nicht auf einer unmittelbaren Beeinflussung, sie erklärt sich vielmehr aus der Wesens-

verwandtschaft beider Gestalten mit Grillparzer selbst. Was dieser von Sappho sagt: „ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, das Szepter führt, bis die angeschmiedeten Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben" — das läßt sich ohne weiteres auch auf ihn anwenden. Wie sehr aber Tasso, dem freilich die „erworbene Ruhe" fehlt, Geist vom Geiste Grillparzers ist, das mußte dieser seinerzeit mit einem förmlichen Schauder wahrnehmen. Aber während Tasso mit gegensätzlichen Ansichten und Bestrebungen zu ringen hat, geht Sappho bloß an dem Gegensatze der Naturen zugrunde. „Es lag in meinem Plane," sagt Grillparzer, „nicht die Mißgunst, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunst zu schildern, wie in Tasso und Correggio, sondern die natürliche Scheidewand, die zwischen beiden befestigt ist." Die Personen müssen also durchweg im eigentlichen Sinne unschuldig sein, was die generelle Bedeutung des tragischen Konfliktes allerdings erhöht, die Figuren aber um den starken Reiz vollblütigen Lebens bringt. Phaon und Melitta handeln unbewußt, sie kommen nie zu einem klaren Begehren, sie werden geführt; aber die Passivität ihrer Naturen ist ein Aktivum im Drama.

Grillparzer meinte, wenn die Ahnfrau gewissermaßen eine Paraphrase des berüchtigten malheur d'être sei, so fasse die Sappho in eben dem Sinne ein malheur d'ètre poète in sich. Trotzdem wollte er nicht eigentlich ein Künstlerdrama schreiben und betonte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin. „Künstler sind gewohnt, die Leidenschaften als Stoff zu behandeln," sagt er in seiner Selbstbiographie. „Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen

Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren Leidenschaft und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen.“ Damit scheint er aber nur zum Teil recht zu haben; denn gerade in dieser eigentümlichen Verquickung von Phantasie und echtem Gefühl liegt die besondere Tragik der Künstlernaturen, wie überhaupt aller Phantasiemenschen. Worin bestände denn sonst die Scheidewand, von der Grillparzer selbst spricht? Wenn es — häufig genug — vorkommt, daß der Künstlermensch die Leidenschaft als Stoff behandelt, so begegnet es ihm ebenso oft, daß er die Träume seiner Seele ins Leben hineinträgt, daß er Wirklichkeiten übersieht, die der gewöhnlichste Verstand erkennt. Dieser Tragik erliegt die griechische Sängerin. Sie erträumt sich eine Liebeswelt, die in Wahrheit nicht existiert. Sie merkt nicht, daß Phaon nur von ihrem Glanz und Ruhm, von ihrem Genius geblendet ist, sie bedenkt nicht, daß er als ein Jüngling ihr, der reifen Frau, gegenübersteht; so wenig bedenkt sie das, daß sie selbst in seiner Gegenwart den Unterschied der Jahre ganz unbefangen erwähnt, sie sieht nicht, wie wenig ebenbürtig ihr der Jüngling ist — sie sehnt sich eben nach Liebe und schafft sich dieses Liebesglück in ihrer glühenden Phantasie, die stark genug ist, auf eine Weile selbst den andern zu betören. Aber endlich kann die Enttäuschung nicht ausbleiben. Verzweifelnd sucht sie die Schuld in den andern, nicht in sich; sie sieht Undankbarkeit und Untreue, wo sie nur sich anzuklagen hätte. Leidenschaftlich kämpft sie und will den Traum ihrer Seele gegen das unerbittliche Leben verteidigen; sie vergißt sich so weit, daß sie den Dolch gegen Melitta zückt. Langsam erwacht das Bewußtsein und zugleich das Grauen vor sich selbst. Von ihrer Höhe ist sie herabgestiegen, einer gleißenden Lüge hat sie ihr Bestes geopfert;

sie schämt sich ihrer selbst. Nur eine große Sühne kann sie wieder emporheben; so stürzt sie sich vom leukadischen Felsen ins Meer.

Manche Kritiker haben den Dolch gerügt; ein so brutaler Ausbruch der Eifersucht passe nicht zu dem edlen Charakterbilde. Aber wenn die erworbene Ruhe zur Geltung kommen sollte, so mußten die Sklaven einmal gründlich von der Kette freigelassen werden, und wir erinnern uns der Worte, die Grillparzer von sich selbst sagt: „Ich bin überzeugt, daß ich eine Untreue der Geliebten blutig rächen würde.“ Das ist ja der feinste Reiz an der Sappho-Tragödie, daß sie aus dem innersten Leben des Dichters geschöpft ist; gleich Goethe wird ihm jedes Gedicht zur Beichte.

Die Kritik verhielt sich diesmal weniger absprechend, offenbar entmutigt durch den ungeheuren Erfolg, den der Dichter ihr zum Trotz errungen hatte. Nur Müllner ließ seinem Grolle die Zügel schießen. Von Schreyvogel war ihm das Manuskript gesandt worden, und er hatte den unsinnigen Vorschlag gemacht, den ersten Akt zu streichen, im übrigen aber einer geradezu überschwenglichen Bewunderung für das Werk Ausdruck gegeben. Begreiflicherweise war Grillparzer auf den Vorschlag nicht eingegangen, und nun rächte sich Müllner, der in dem Dichter der Ahnfrau ohnedies einen gefährlichen Konkurrenten erblickte, für die Abweisung durch eine boshafte Kritik der Sappho. Leider hat es Grillparzer unterlassen, den Lobesbrief zu veröffentlichen; er begnügte sich damit, privatim seinen Ekel zu äußern.

Im übrigen wurde in Kritiken wohl viel von mangelnder Freiheit und von Notwendigkeit gefaselt, wie sich denn Leute, die keinen Blick für die Dinge haben, immer

gerne an allgemeine „Gesetze“ halten, im großen und ganzen stimmten die Rhadamantusse in das Lob des Publikums ein.

Es regnete anerkennende Episteln und Gedichte, und Schreyvogel schreibt an Böttiger: „Die Großen und die Weiber beeifern sich um die Wette, den bescheidenen Dichter aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen.“ Sogar von Metternich wurde Grillparzer empfangen; der Minister sagte viel Höfliches und erkundigte sich nach den Aussichten und Wünschen des Dichters. Gentz, der kurz vorher der „Sappho“ in seinem Tagebuche nicht eben rühmlich gedacht hatte, wohnte der Audienz bei. Grillparzer war in der vornehmen Welt auf einmal Mode geworden, und er meint, wenn er nie etwas anderes geschrieben hätte als Dinge, in denen es sich darum handelt, ob Hans die Grete kriegt, so wäre das wohl auch so geblieben.

Bei allen Ehren war der materielle Erfolg ein sehr geringer, und in richtiger Würdigung dieses Umstandes übersandte der Kaufmännische Verein ein schönes Schreiben, dem eine Note im Werte von 1000 fl. in Silber beilag. Das erfreulichste aber war, daß der Finanzminister Graf Stadion, ein hochdenkender, in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, auf den Dichter der „Sappho“ aufmerksam wurde. Durch seine Vermittlung kam ein Vertrag zustande, der Grillparzer durch fünf Jahre als Theaterdichter dem Burgtheater verpflichtete, wofür ihm ein jährliches Gehalt von 2000 fl. W. W. angewiesen wurde.

Leider ging Graf Stadion in der Fürsorge für seinen Schützling noch weiter. Er versetzte ihn in das Departement, dem die Hoftheater unterstanden, in der Meinung, er würde hier eine seinen Neigungen entsprechende Beschäftigung finden. Nun war jedoch der Leiter dieses

Departements der Hofrat Fuljod, ein Mann ohne Kenntnisse, dabei aber verschmitzt und niedrig. Grillparzer charakterisiert ihn in dem Epigramme:

> „Des Hofs und der Bühne Berater,
> Erfüllt sein Amt er so:
> Ist Hofrat in dem Theater
> Und Komödiant im Bureau."

Der niedrige Mann begann mit dem Versuche, Grillparzer und Schreyvogel gegeneinander zu hetzen, und da ihm das nicht gelang, verfolgte er beide mit seinem Hasse. Besonders Grillparzer bekam seine Schikanen zu fühlen; er mußte bald die Unmöglichkeit eines ersprießlichen Wirkens einsehen und zog sich selbst mehr und mehr zurück. So kam er — nicht ganz ohne seine Schuld — in den Ruf eines nachlässigen Beamten.

Immerhin war in seinen äußeren Verhältnissen ein so günstiger Umschwung eingetreten, wie er ihn nie zu hoffen wagte. Was ihn daran besonders freute, das sagt ein Brief seines ehemaligen Zöglings Grafen Marzani. „Lieber Freund," schreibt dieser, „mein Bruder, der wohl weiß, wie sehr ich Sie schätze und liebe, hat mich von dem glänzenden Schicksal Ihrer Sappho sowohl, als von den günstigen Veränderungen Ihres Zustandes unterrichtet. Ich würde des zweiten Umstandes wohl kaum erwähnt haben, wenn ich Ihr Herz und Ihre Gesinnungen gegen Ihre Mutter zu kennen nicht Gelegenheit gehabt hätte und mit Zuversicht den Satz aufstellen könnte: daß in Ihrem Innern das Gefühl des Beifalls und der Anerkennung Ihrer Verdienste sich dicht an das Wohlgefallen reiht, gegenwärtig imstande zu sein, das Los ihrer Mutter im Alter zu versüßen."

Diese schlichten, warmherzigen Worte lassen uns einen Blick tun in die stille Häuslichkeit des Dichters. Mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing er ja allzeit an seiner Mutter, und in der Tat, sein größter Stolz mag es gewesen sein, sie nun endlich aller Sorg' und Not überhoben zu haben.



VI

Die Zeit vor und nach der italienischen Reise

Leider blieb ihm der volle Genuß des frisch erworbenen Glückes versagt. An seiner Mutter, deren ohnedies zarte Gesundheit unter den Entbehrungen und Kümmernissen der letzten Jahre gelitten hatte, zeigten sich schon im Frühjahre 1818 die Spuren einer ernsten Krankheit; der Arzt empfahl ihr, die Schwefelthermen im nahen Baden zu gebrauchen. Im Mai übersiedelte sie dorthin, und ihr Sohn, der einer Erholung gleichfalls bedürftig war, begleitete sie, nachdem der Präsident der Hofkammer, Graf Chorinsky, den nötigen Urlaub bereitwilligst erteilt hatte. Allein mit der Erholung hatte es gute Wege, und wenn Schreyvogel in einem Brief aus jenen Tagen versichert, Grillparzer ergebe sich in Baden einem süßen far niente, so war er selbst schlecht berichtet. Denn schon beschäftigte sich der Dichter eifrig mit einem neuen Werke. Ein Zufall hatte ihm Hederichs mythologisches Lexikon in die Hände gespielt, und sein erster Blick fiel auf den Artikel über Medea. Die Sage war ihm seit seinen Knabenjahren wohl vertraut, nun auf einmal zog sie ihn mächtig an. Die Umrisse einer gewaltigen Tragödie zeigten sich seiner lebhaft erregten

Phantasie, rasch, wie das seine Art war, gliederte sich ihm der Stoff, und sogleich sollte mit der Arbeit begonnen werden.

Dabei bekümmerte es ihn wenig, daß die Medeensage auch in neuerer Zeit mehrfach dramatisch war behandelt worden, ja daß ein Melodram von Gotter noch 1817 — mit der Schröder in der Titelrolle — in Wien aufgeführt wurde. Er fühlte wohl, wie sehr er überlegen war. Auch waren Vergleiche schon darum ausgeschlossen, weil sein Plan sich auf die ganze Sage erstreckte, während den vorhandenen Dramen nur ein Bruchstück davon, die Katastrophe, zugrunde lag. Mehr Bedenken schuf ihm just das Weitausgreifende seiner Absicht: der grandiose Stoff konnte nur in der Form der Trilogie bewältigt werden; diese Form schien ihm aber dem Wesen des Bühnenspieles nicht ganz zu entsprechen und überdies an die Aufnahmsfähigkeit des Publikums übermäßige Anforderungen zu stellen. Doch auch darüber hoffte er Herr zu werden, und so vertiefte er sich guten Mutes in die antiken Überlieferungen der Argonautensage.

Allein noch bevor er an die eigentliche Arbeit gehen konnte, überfiel ihn eine heftige Krankheit, die nach ärztlichem Ausspruch in einer weitgediehenen Zerrüttung des Gangliensystems bestand und sich in dem völligen Versagen des Verdauungsapparates äußerte. Dieses heimtückische Leiden, das allen Heilungsversuchen hartnäckigen Widerstand leistete, brachte den Dichter körperlich arg herunter und hinderte ihn auch an regelmäßiger geistiger Tätigkeit. Seine Anlage zur Hypochondrie kam hinzu, rasch verfielen seine Kräfte, und er geriet in einen Zustand der Verzweiflung.

In dieser Bedrängnis stellte sich ein unverhoffter Retter in der Person Ladislaus Pyrkers ein. Dieser wohl-

meinende und unterrichtete Mann, damals schon Bischof von Zips, bald nachher Patriarch von Venedig, zuletzt Erzbischof von Erlau, spielte in dem österreichischen Kunstleben jener Tage eine ziemlich bedeutende Rolle. Er galt für einen feinen Kenner und bereitwilligen Förderer schöngeistiger Bestrebungen, und in den vornehmen Kreisen war sein Urteil von Gewicht. Seine eigenen dichterischen Versuche fanden viele Lobredner; man hielt eben seiner kirchenfürstlichen Würde zugute, was ihm an poetischer Begabung fehlte. In der Mitte der zwanziger Jahre trat er mit umfangreicheren Werken — zwei Epen aus der Habsburgischen Geschichte — hervor, die zwar von dem fleißigen Studium vorzüglicher Muster Zeugnis ablegten, dabei aber freilich jeden freien Schwung vermissen ließen. Mehr Dilettant als wirklicher Dichter, scheint der Mann von Autoren- und Mäzenateneitelkeit nicht frei gewesen zu sein; dennoch ist ihm ein redlicher Wille, das Schöne zu suchen und in seinen Schutz zu nehmen, keineswegs abzusprechen. So zählte er denn auch zu den aufrichtigsten Bewunderern Grillparzers. Als er nun den Dichter in Baden aufsuchte und in einem verzweifelten Zustande fand, schlug er ihm vor, ihn nach Gastein, wohin er eben selbst reisen wollte, zu begleiten. Kurz entschlossen nahm Grillparzer an, in zwei Stunden war er reisefertig, und ohne Aufschub ging's mit raschen Posten an der Seite des Prälaten nach dem herrlichen Alpenbade.

Die Hoffnungen, die er auf die Heilkraft der Gasteiner Quellen setzte, sollten sich in reichem Maße erfüllen; er verdankte ihnen, wie er selbst sagt, sein Leben. Mochte er damit auch ein wenig übertreiben — nach Art schwarzgalliger Leute, die die Schwankungen ihres körperlichen Befindens allzu peinlich überwachen —, sicherlich war die Wirkung auf Leib und Geist über alle Erwartung günstig,

und so bewahrte er dem Salzburgischen Bade eine fast an Zärtlichkeit grenzende Anhänglichkeit; in den beiden folgenden Jahren suchte er es wieder auf, jedesmal mit dem besten Erfolge.

Schon 1818 dürften die fünf gehaltvollen Stanzen entstanden sein, die unter dem Titel „Abschied von Gastein" bekannt sind, aber wahrscheinlich erst bei seinem zweiten Besuche — im Jahre 1819 — hat sie Grillparzer in das Gasteiner Ehrenbuch eingetragen, woraus sie übrigens bald danach durch einen Autographenjäger entwendet wurden; veröffentlicht wurden sie 1820 in dem von Schreyvogel redigierten Taschenbuch „Aglaja".

Die erste Strophe enthält den Dank des Dichters. „Trösterin so mancher bittrer Leiden" nennt er das freundliche Gastein und fährt fort:

„Was Gott mir gab, worum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von wenigen ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen."

Aber diese tröstliche Stimmung hält nicht vor; die nächsten Strophen führen in reichen — vielleicht etwas zu reichlichen — Bildern den Gedanken aus, daß der Dichter, in den unseligen Zwiespalt zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Himmel und Erde hineingestellt, auf alles menschliche Glück verzichten und für jede Freude, die er durch seine Kunst anderen bereite, mit bitteren Schmerzen zahlen müsse. Aus Grillparzers Nachlaß wissen wir allerdings, daß ein versöhnlicher Schluß geplant war. Wenn es dem Dichter in seltnen, süßen Augenblicken gelungen,

„ . . . . . frei und los
Von all den goldnen Zauberstricken,

Mit denen ihn ein neidscher Geist umschloß,
Das hingesunkene müde Haupt zu drücken
Durch Gras und Blumen an der Erde Schoß,
Das welke Herz mit seinen matten Schlägen
Zu drängen seiner Mutter Brust entgegen;

Wenn's ihm gelang, das wache Ohr zu schließen
Dem ew'gen Locker mit Sirenenlaut,
Der ihm für all sein Hoffen und Genießen
In weiter Ferne andre Welten baut,
Wenn er nur Blumen pflückend, die da sprießen,
Nicht sehnend mehr nach Paradiesen schaut . . . . ."

dann, nur dann werde auch in sein gemartertes Gemüt der Friede einkehren. Eine unsäglich wehmütige Verzichtstimmung, die zage Sehnsucht, aus verwirrenden Weiten in die beschauliche Enge zu flüchten, dieselbe Sehnsucht, die das Märchenspiel „Der Traum ein Leben" als Grundton durchklingt, tönt uns schon hier entgegen. Ohne Zweifel hätte der „Abschied von Gastein" durch einen in mildere Stimmung einlenkenden Schluß gewonnen, aber der Nachlaß enthält nur unfertige Entwürfe, und so blieb das Gedicht Fragment.

Schaffensfroh und schaffenskräftig kehrte Grillparzer aus dem Bade zurück. Am 29. September begann er an der Trilogie zu arbeiten, und schon am 5. Oktober war der erste Teil „Der Gastfreund" vollendet. Bald folgten die ersten drei Akte des zweiten Teiles „Die Argonauten"; sie entstanden in der Zeit vom 20. Oktober bis zum 3. November. Leider erfuhr die rasch und glücklich fortschreitende Arbeit eine unheilvolle Unterbrechung. Der Zustand von Grillparzers Mutter hatte sich in der bedenklichsten Weise verschlimmert; die arme Frau konnte das Bett nicht mehr verlassen und verfiel zeitweise in Geistesverwirrung. In der Nacht vom

23. auf den 24. Januar 1819 machte sie mit eigener Hand ihrem Leben ein Ende. Grillparzer berichtet zwar in seiner Selbstbiographie, sie sei vom Schlage gerührt worden; allein das Leichenbeschau-Protokoll läßt über die wahre Todesart der unglücklichen Frau keinen Zweifel bestehen. „Frau Marianne Grillparzer," heißt es da, „Advokatenswitwe, hier gebürtig in Nr. 436 Stadt, wurde in ihrer Wohnung tot gefunden und im allgemeinen Krankenhause gerichtlich beschaut. NB. Hat sich erhängt."

Der jähe Schlag traf Grillparzer auf das furchtbarste. In den herben Schmerz um den Verlust mischte sich ein banges Grauen. Vor wenig mehr als Jahresfrist — im November 1817 — war sein jüngster Bruder Adolf gleichfalls durch Selbstmord aus dem Leben geschieden. Der mißratene Jüngling hatte sich in der Donau ertränkt, weil er fühlte, daß er nicht mehr die Kraft zu einem rechtschaffenen Leben besitze. „Lieber Franz oder Mama wer es findet," lauten die ergreifenden Abschiedsworte, die er auf einen Zettel hinkritzelte, „da ich immer mehr und mehr in das stellen hineingekommen wäre, so habe ich den Entschluß gefaßt mir selbst das Leben zu nehmen. Vill gelogen und betrogen haben ich die Mama und den Franz, doch bitte ich um Verzeihung, und mir nicht fluchen. O Gott vielleicht werde ich in der andern Welt noch viel laüden müssen, und wenn einstenz der Franz sich verheurathen sollte und Kinder bekommt, so soll er ihnen warnen, daß sie nicht mir gleich werden. . . . Lebe die Mama und der Franz recht vergnügt und denket öfter auf mich unglücklichen Adolph Grillparzer."

Es scheint, daß der Dichter von dem Tode seines Bruders nicht allzu heftig berührt worden war; der tiefe Abscheu vor der Schuld, die Adolf auf sich geladen, mochte ihn hart gemacht haben. Nun aber, da seine zärtlich

verehrte Mutter, die keinerlei Schuld zu sühnen hatte, auf die gleiche Weise endete, nun packte ihn das Entsetzen. Der Wahnsinn hatte sie dahingerafft, und Wahnsinn war es auch gewesen, das mußte er nun erkennen, was seinen unglücklichen Bruder in Schuld und Tod getrieben. Schaudernd fühlte er, wie die dunkle, feindliche Macht, das unheilvolle Muttererbe, auch in seinem eigenen Innern lauerte, und eine wahre Furcht vor sich selber, vor seiner Zukunft überkam ihn. Seiner zähen Lebensenergie, die sich allzeit im Widerstand gegen Hemmungen kräftiger erwies als im Erstreben und Festhalten von Erfolg und Glück, gelang es wohl, den wilden Aufruhr zu bändigen, dafür aber ergriff ihn mehr und mehr ein Gefühl trostloser Öde. Mit seiner Mutter war ihm das Teuerste dahingegangen, und wie einsam er auch von früh auf gewesen, an ihr hatte er doch mit aller Innigkeit gehangen, deren seine Natur sich fähig zeigte. Sie hatte nie versucht, in sein Wesen einzugreifen und ihre Art ihm aufzuzwingen, nichts hatte sie von ihm verlangt als seine Liebe, und die hatte er ihr stets freudigen Herzens dargebracht. Sie war der einzige Mensch, dem er sich innerlich aufschloß; sich ihr hinzugeben, sich in sie zu fügen, kam ihm leicht an, gerade weil sie es nicht forderte; für sie zu sorgen, ihr Freude zu bereiten, war ihm ein lieber und natürlicher Gedanke. Das Zusammenleben von Mutter und Sohn gemahnte besonders in den letzten Jahren an die schöne Vertraulichkeit eines ehelichen Verhältnisses. Nun war das vorbei. Grillparzer hatte niemanden mehr, für den er leben und sorgen m u ß t e; sein mürrischer Egoismus, bisher von kindlicher Pflicht und Liebe in gewissen Grenzen gehalten, ergriff nun ganz Besitz von ihm: nun war er völlig allein. Mehr als nur eine Mutter hatte ihm der Tod entrissen; das Band, das

ihn am festesten an das warme Leben schloß, war zerschnitten, und ein neues zu knüpfen verbot ihm das Einsame seiner Natur, das egoistische Beharren auf sich selbst. Das fühlte er, wohl ohne sich darüber völlig klar zu werden, und in öden Stunden überkam ihn bisweilen mattherzige Todessehnsucht. Eine solch elegische Stimmung durchzittert das Gedicht „An die vorausgegangenen Lieben", das wohl hauptsächlich seiner Mutter gilt:

Seid ihr vorausgegangen,
Liebe Gefährten der Reise,
Wohnung mir zu bereiten,
Der noch im Staube des Wegs?

Sucht mir ein Kämmerchen, Liebe!
Still und freundlich und klein,
Doch in eurer Nähe,
Ich bin nicht gern allein.

Heimlich sei es und stille,
Schatten mäß'ge den Tag,
Daß ich gern sitzen und sinnen,
Dichten und denken mag.

Man kann über den künstlerischen Wert dieses Gedichtes denken, wie man will, die trübselige Stimmung jener Tage spiegelt sich darin getreulich wieder, und die Mängel der Form, die durch keine nachbessernde Hand beseitigt wurden, erhöhen noch den Eindruck der Unmittelbarkeit. Bezeichnend — in seinem naiven Egoismus — ist übrigens der Schluß. Grillparzer sehnt sich nach Wiedervereinigung mit seinen vorausgegangenen Lieben, weil er — sich selbst bei ihnen wiederzufinden hofft, und vom Tode wünscht

er, daß er ihm gebe, was das Werk und der Inhalt seines Lebens ist: Dichtung.

Dichterische Tätigkeit allein, das fühlte er, konnte ihm Vergessen, konnte ihm Überwindung bringen, und indem dieses Gefühl sich regte, begann auch schon, langsam zwar und kaum merklich, die Gesundung. Noch waren freilich Körper und Gemüt arg zerrüttet, und die Stimmung, diese Quelle alles künstlerischen Schaffens, schien unwiederbringlich versiegt. Die Ärzte rieten zu einer Reise. Begierig griff Grillparzer den Vorschlag auf. Seine Blicke wandten sich nach Italien, jenem Lande, zu dem ihn früh schon ein lebhaftes Verlangen hingezogen hatte. Der Gedanke ward rasch zum Entschlusse, und eifrig betrieb er sein Vorhaben. Mit einer etwas bissigen Bescheidenheit wies er in seinem Urlaubsgesuche darauf hin, daß er die Gewährung seiner Bitte um so eher erhoffen dürfe, „als seine gegenwärtigen Geschäfte als Konzeptspraktikant, obschon für ihn schätzbar und ehrenvoll, doch nicht von der Art seien, daß wegen Supplierung irgend eine Verlegenheit entstehen könnte". Und das Gesuch dieses so leicht ersetzbaren Mannes mußte wie ein Staatsakt von höchster Wichtigkeit direkt an den Kaiser oder vielmehr — da dieser eben mit seiner Gemahlin zum Besuche des Papstes nach Rom gereist war — an seinen Stellvertreter geleitet werden! Graf Chorinsky mußte eine Eingabe darüber verfassen, und seiner energischen Fürsprache war es zu danken, daß die Erledigung verhältnismäßig rasch, wie es in der Amtssprache heißt, herunterkam. Es traf sich nun glücklich, daß der Kämmerer Graf Deym, der dem kaiserlichen Paare im eigenen Wagen mit Extrapost nachreiste, einen Begleiter „auf halbe Kosten" suchte. Grillparzer machte sich die Gelegenheit gern zu nutze, und so ward die Reise unter

günstigen Umständen angetreten. Ein Gefühl wiederkehrender Kraft belebte den Dichter, und frohe Hoffnungen schwellten sein Herz.

„Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heil'gen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge, entschlafene Zeit."

— so sang er voll ungeduldiger Erwartung, und zuversichtlich rief er aus:

„Und lernen will ich auf deinen Laut,
Was der Mensch bewirkt und erschafft,
Wenn er dem Gott im Busen vertraut,
Und der selbstgegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit stolzem Sinn
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin
Und alt soll werden wie du."

Über Graz und Laibach ging die Reise zunächst nach Triest, und von hier nach kurzem Aufenthalte in einem elenden Trabakel nach Venedig, dessen Schönheit den Dichter für die Beschwerden der zweitägigen Seefahrt reichlich entschädigte. Der Gouverneur Graf Goiß nahm ihn auf das liebenswürdigste auf und wollte ihn mit Lord Byron, der eben damals in Venedig weilte, bekannt machen. Grillparzer hegte eine schwärmerische Verehrung für den englischen Poeten, dem er sich tief verwandt fühlte. Oft hatte ihn ein förmliches Grauen angewandelt, wenn er in den Byronschen Dichtungen die dunkelsten Geheimnisse seines eigenen Wesens, die schmerzlichsten Wirrnisse seiner Seele mit unheimlicher Schärfe geschildert

fand. So brannte er denn darauf, dem genialen Manne Aug' in Auge gegenüberzutreten. Aber Graf Deym, dem Byron keineswegs so interessant war, wollte nicht warten; er fürchtete nämlich die österlichen Zeremonien in Rom zu verpassen, und so kam es zur Abreise, ohne daß die beiden Dichter einander begegnet wären.

Ohne Aufenthalt ging nun die Fahrt nach Rom. Grillparzer nutzte hier seine Zeit aufs beste aus und nahm von den Herrlichkeiten der ewigen Stadt in sich auf, so viel Auge und Herz nur fassen wollten. Römisches Gegenwartsleben und römische Vergangenheit interessierten ihn in gleicher Weise. Den kirchlichen Feierlichkeiten folgte er als aufmerksamer Beobachter, und unermüdlich war er auf den Beinen, um die geschichtlichen Denkmäler und die reichen Kunstschätze der Stadt zu studieren. Natürlich wurde auch das Theater fleißig besucht. Dieses anstrengende Leben, verbunden mit dem ungewohnten Klima und der italienischen Kost, setzte seinem schwächlichen Körper arg zu; er bekam einen Durchfall, der sich bald bis zu einem sehr bedenklichen Grade steigerte. Italienische Quacksalber versuchten vergeblich ihre Künste, aber dem Leibarzte Metternichs, Dr. Friedrich Jaeger, gelang es bald, dem Übel zu steuern. Der Wunsch, die Adresse dieses Mannes zu erfahren, führte Grillparzer übrigens auch mit Friedrich Schlegel zusammen, den der Kanzler nach Rom mitgenommen hatte. Mit knappen, aber köstlichen Worten schilderte der Dichter seinen Besuch bei dieser Leuchte der Romantik. „Es war gegen Abend," schreibt er in seiner Selbstbiographie, „und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines welschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen

Augen der Lesung folgte, indes er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Teil erfrischte. Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe."

Mit seinem Reisebegleiter hatte sich Grillparzer mittlerweile zertragen. Graf Deym, der sich ausschließlich für Landwirtschaft und Gewerbe interessierte, fand sich dadurch verletzt, daß Grillparzer seine eigenen Wege ging, und dieser wieder mochte nicht eine Rücksicht üben, die ihn um die besten Früchte der Reise gebracht hätte. So war es ihm sehr erwünscht, daß ein Zufall ihn mit Graf Wurmbrand, dem Obersthofmeister der Kaiserin, bekannt machte, einem feingebildeten Manne, mit dem er sich vorzüglich verstand. In seinem Wagen, also eigentlich im Gefolge der Kaiserin, machte er die Reise nach Neapel; auch wohnte er hier bei dem Grafen in den Gemächern, die diesem vom Hofe angewiesen worden waren. Wurmbrand, der sich dem Dichter herzlich zugetan zeigte und ihn in guter Meinung fördern wollte, suchte wiederholt, ihn der Kaiserin vorzustellen; es scheint in der Tat seine Absicht gewesen zu sein, ihm die Stelle eines Privatsekretärs der Kaiserin zuzuschanzen. Grillparzer jedoch wich beharrlich aus. Es widerstrebte ihm, seinen Vetter Paumgarten, der bisher diese Stellung inne hatte, zu verdrängen; auch wollte er bei künftigen dichterischen Arbeiten nicht durch die Rücksicht auf die bigotte Gesinnung der Kaiserin gehemmt sein. Trotzdem entstand das Gerücht, seine Anstellung sei bereits vollzogen, und drang auch nach Wien, wo es ihm in der Folge empfindlichen Schaden tat.

In Neapel fühlte sich Grillparzer wohler als in Rom. Ein äußerst angeregter Verkehr mit jungen Aristokraten ließ hypochondrische Stimmungen nicht aufkommen, und

die strahlende Schönheit der Natur, in der er schwelgte, erfüllte seine Seele fast mit Heiterkeit. Natürlich genoß er auch mit vollen Zügen, was die Stadt an Kunst zu bieten hatte. Eine interessante Episode bildete der Besuch bei Metternich, der den Dichter zu Tische gebeten hatte und beim Kaffee mit Begeisterung den eben erschienenen vierten Gesang von Byrons Childe Harold aus dem Gedächtnisse vortrug.

Ein unliebsames Ereignis verlängerte Grillparzers Aufenthalt in Neapel weit über die ursprünglich festgesetzte Zeit hinaus. Graf Wurmbrand war auf einem Schiffe gestürzt und hatte sich dabei ein Bein gebrochen. Der Dichter wollte den freundlichen Reisegenossen nicht im Stiche lassen und beschloß, bis zu seiner Heilung bei ihm auszuharren. Wohl mußte er deshalb seinen Urlaub überschreiten, aber der Kaiser selbst ermächtigte ihn zu bleiben. Nach etlichen Wochen erst konnte die Heimreise angetreten werden. Unterwegs hielt man sich noch einmal in Rom auf, wo Grillparzer sehr wider Willen in die Lage kam, dem Papste den Fuß küssen zu müssen, eine Szene, die er in seiner Selbstbiographie mit trockenem Humor schildert. Von Rom aus fuhr er ohne Unterbrechung nach Wien.

Die italienische Reise hat nicht ganz gehalten, was sich Grillparzer von ihr versprochen hatte. Immer wieder stößt man in seinem Tagebuche auf Ausdrücke der Enttäuschung; die Wirklichkeit blieb nur zu oft hinter der Vorstellung, die er sich in der Phantasie von ihr gemacht, zurück. Umwandelnd und bestimmend wie auf Goethe hat Italien nicht auf ihn gewirkt, und ebensowenig hat es ihm die „gesättigte Ruhe" gegeben, die er so sehnlich dort zu finden gehofft. Eine Fülle von Anregungen hat es ihm freundlich gespendet, sein Innerstes aber blieb

unberührt, und er kehrte als derselbe zurück, als der er gegangen war.

Den mächtigsten Eindruck hat Venedig auf ihn gemacht. „Rom ist tot," schrieb er in sein Tagebuch, „ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Abschied aus dem Leben. Wer nicht sein Herz stärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Markusplatze steht, der lasse sich begraben, denn er ist tot, unwiederbringlich tot." Besonders angezogen fühlt er sich vom Palazzo San Marco, der für ihn etwas Grauenvolles und Lockendes zugleich hat. Dort schwelgt er in geschichtlichen Erinnerungen, wie er überall das Leben vergangener Jahrhunderte neu um sich erstehen sieht; hier wie in Rom werden ihm die Denkmäler alter großer Zeiten zur Szenerie, die seine geschäftige Einbildungskraft mit herrlichen Gestalten bevölkert.

Bezeichnend ist, daß sich in seinem Tagebuche weit mehr Betrachtungen über Baudenkmäler, als über Gemälde und Statuen finden. Das Forum fällt ihm durch die Kleinheit der öffentlichen Gebäude Altroms auf; es sei offenbar mit solchen Gebäuden überladen gewesen, so daß man sich kaum vorstellen könne, wie das je habe schön sein können. Die Gebäude aus der kaiserlichen Zeit seien wohl gewaltig, aber sie hätten etwas Barbarisches, und man sehe ihnen an, daß sie von Despoten errichtet worden seien. Eine Ausnahme bilde das Kolosseum. „Ein lebhaftes Bild der römischen Größe," schreibt er, „so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Kolosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen." Und er vergleicht es nun mit der Peterskirche, die ihn eigentlich enttäuscht hat; es fehle an der Möglichkeit einer Gesamtübersicht, meint er, und das beeinträchtige die Erhabenheit des Eindrucks. Die Ansicht, daß sie nur

darum nicht so gewaltig erscheine, wie sie sei, weil sie in richtigen Verhältnissen erbaut sei, hält er für falsch. „Ist es denn das Kolosseum in minder richtigen?“ fragt er. „Und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indes man die Peterskirche mehrere Male sehen und erst Vergleichungen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in ungeheuren Verhältnissen gebaut ist, das Kolosseum aber nur in großen. Diese fünf Reihen Bogen übereinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe des letzten beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.“

Die Meisterwerke der Renaissancekunst erfüllen ihn mit ehrfürchtiger Bewunderung, obwohl er in Äußerungen darüber sparsam ist. So viel aber sehen wir, daß sie ihm nicht, wie einst Goethen, Offenbarungen eines Stilprinzips sind, das ihn mächtig fesselt und ihm Richtung gibt, sondern daß in ihnen nur das persönliche Genie der Meister auf ihn wirkt; denn mit derselben Freude spricht er von den Niederländern, die er in der Galerie des Kardinals Fesch sieht.

Ziemlich zurückhaltend zeigte er sich der neueren Kunst gegenüber. Entzückt war er nur von Thorwaldsen, und besonders von dessen Basreliefs spricht er in den Ausdrücken höchsten Lobes; da sei wirklich ein Aufleben des antiken Geistes zu spüren. Weniger günstig urteilte er über Canova; zwar fand er dessen Bildwerke schön, aber

sie erinnerten ihn an einen aus Butter geformten Simson, den er einmal in einem Laden sah. Sehr geringschätzig äußerte er sich über die deutschen Nazarener, die damals in Rom eine förmliche Kolonie gegründet hatten und in hohem Ansehen standen; er, der aufgeklärte Josefiner, fand sich von ihrem frömmelnden Wesen abgestoßen.

Merkwürdig selten sind Bemerkungen über das Theater. In Rom sah er zum erstenmal die Schauspielkunst des eigentlichen Italien. Die Oper fand er erbärmlich, das rezitierende Schauspiel gefiel ihm besser, und er lobte vor allem das außerordentlich sprechende Mienen- und Geberdenspiel. Besonderes Wohlgefallen fand er an dem Pulcinella und der Kolombine der Neapolitaner; Gutmütigkeit, Natürlichkeit und spitzbübische Naivität rühmte er ihnen nach.

Aufmerksam, aber ohne innere Teilnahme verfolgte er die kirchlichen Zeremonien. Sie seien an sich rührend und erhaben, sagt er, haben aber „durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutendheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinahe komödienmäßig ausnehmen“. Und so stark war dieser Eindruck in ihm, daß er gelegentlich über den Papst unwillkürlich wie über einen Schauspieler urteilte; er rügte es, daß Pius VII. beim Umzug durch die Peterskirche die segnenden Kreuzeszeichen schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht habe, statt langsam und weit vor sich hin, was zu der Erhabenheit der Feier besser gepaßt hätte.

Mit äußerst kritischen Augen beobachtete er in Neapel das sogenannte Januariuswunder, wobei das in zwei Phiolen aufbewahrte eingetrocknete Blut des Heiligen flüssig gemacht wird, und er sah den Geistlichen scharf

auf die Finger. Daß es sich um eine Täuschung handle, stand ihm fest, und er fand die Ausführung nicht einmal sonderlich geschickt. Das Betragen der Priester schien ihm ganz das von Taschenspielern zu sein, „die vor und nach ihren Kunststücken immer den Ärmel und Schoß sehen lassen und aufmerksam machen, daß alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv."

Zur alten, entschlafenen Zeit des Heidentums hinzupilgern, hatte sich Grillparzer beim Antritt seiner Reise gelobt, und so hielt er's auch. Das rein Menschliche in Kunst und Geschichte nahm er mit willigen Sinnen in sich auf, dem spezifisch Christlichen jedoch stand er zwar nicht feindselig, aber doch fremd und deutlich ablehnend gegenüber. Er befand sich damit in einem bewußten Gegensatze zu Zacharias Werner, den Italien zu zelotischen Sonetten begeisterte.

Eine Quelle lautersten Genusses wurde aber für Grillparzer die kirchliche Musik, und besonders das Miserere Allegris, das er in der sixtinischen Kapelle zu hören bekam, regte sein Innerstes auf. Mit hohem, ungetrübtem Entzücken erfüllte ihn auch die üppige Herrlichkeit der italienischen Landschaft. Sein tiefes Naturgefühl erquickte sich an dem edlen Reiz der Linien, an der Pracht und dem Reichtum der Farben, und ihn, den alle kirchlichen Feiern mehr verletzt als erbaut hatten, überkam beim Anblick all der Schönheit, die da vor ihm ausgebreitet lag, eine eigentliche Frömmigkeit und Andacht.

So hatte ihm die italienische Reise doch sehr viel gegeben, wenn auch nicht alles, was er von ihr erwartet hatte. In Wien aber harrte seiner ein äußerst unfreund-

licher Empfang. Zunächst ereilte ihn ein scharfer Tadel wegen der Überschreitung seines Urlaubs. Der Hinweis darauf, daß der Kaiser selbst die Verlängerung bewilligt hatte, nützte nichts; die hohe Büreaukratie war absoluter als der Herrscher und ließ mit sich nicht spaßen. Dann mußte Grillparzer erfahren, daß er bei Besetzung einer wirklichen Konzipistenstelle, auf die er als dienstältester Anwärter Anspruch hatte, schmählich übergangen worden war. Die Entschuldigung, daß man dem Gerüchte von seiner Anstellung als Privatsekretär der Kaiserin geglaubt habe, war ersichtlich nur eine Ausrede. Grillparzer war begreiflicherweise ärgerlich darüber und verlangte, obwohl kaum erst von Italien heimgekommen, einen Urlaub, der ihm übrigens bereitwilligst zugestanden wurde. Er ging nach Gastein, wo er in vortrefflicher Gesellschaft eine frohe Zeit verlebte. Aber schon lauerte ein neuer, viel schlimmerer Verdruß auf ihn. In dem Taschenbuche „Aglaja" für 1820, das bereits im Herbste 1819 ausgegeben wurde, hatte Grillparzer eine Reihe von lyrischen Gedichten veröffentlicht, darunter das in Rom entstandene „Die Ruinen des Campo vaccino". Er gab darin seinem Schmerz über den Fall der alten, herrlichen Zeit Ausdruck und beklagte vor allem, daß die Ruinen jener Größe wie zur Schmach noch das Zeichen des Siegers tragen müßten.

Kolosseum, Riesenschatten
Von der Vorwelt Macht-Koloß!
Liegst du da in Tods-Ermatten,
Selber noch im Sterben groß.
Und damit verhöhnt, zerschlagen
Du den Martyrtod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrlicher, du starbst.

Tu es weg, das heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Übrall, nur bei diesen Leichen,
Übrall stehe — nur nicht hier!
Wenn ein Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen —
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

O, so stürz denn ganz zusammen!
Und ihr andern stürzet nach!
Decket, Erde, Fluten, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch ihn aus, den letzten Odem,
Riesige Vergangenheit!
Flach dahin, auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Der Verleger Wallishausen widmete nun das Taschenbuch der Kronprinzessin von Bayern; der Kronprinz las das Gedicht und fand sich von ihm in seinen religiösen Gefühlen tief verletzt. Er ließ darüber an den österreichischen Hof berichten, und nun erhob sich in Wien ein Sturm der Entrüstung gegen den armen Grillparzer. Vor allem wütete die Staatskanzlei, an ihrer Spitze der Fürst Metternich in eigener Person, der doch selbst in religiösen Fragen keineswegs engherzig dachte. Aus der ganzen Auflage der Aglaja wurde der Druckbogen, auf dem sich das verfehmte Gedicht befand, herausgerissen, Grillparzer wurde für einen Ketzer erklärt, auf Befehl

des Kaisers wurde ihm vom Polizeiminister als dem obersten Chef der Zensur ein Verweis erteilt: weil er als Christ kein solches Gedicht hätte machen sollen, weil er als K. K. Pensionär sich hätte in acht nehmen sollen und weil er die Gnade gehabt, im Gefolge des Kaisers in Italien zu reisen. Außerdem wurde ihm aufgetragen, sich zu rechtfertigen. In einem ausführlichen Schreiben an den Polizeiminister Grafen Sedlnitzky kam er diesem Auftrage nach. Punkt für Punkt suchte er den Vorwurf ketzerischer Gesinnung zu entkräften, und seine Verteidigung wird bisweilen zur Anklage. Niemand habe das Gedicht ohne Prävention gelesen, sagt er. „Ehe es noch erschien, ehe sich noch jemand durch den Augenschein vom Gegenteil überzeugen konnte, hatten scheelsüchtige, hämische Menschen, die sich vielleicht nur darum so gern mit dem Mantel der Religion bedecken, weil sie viel zu bedecken haben; Eiferer, deren Eifer erst dann klar werden wird, wenn es das geworden ist, was sie dadurch erreichen wollen — diese Menschen haben von allen Seiten Geschrei erhoben. Gerade die Gutgesinnten waren am wenigsten unbefangen, denn das Ärgernis war einmal gegeben; ob durch das Gedicht verursacht, oder dadurch veranlaßt, gleichviel, es war da." Diese scharfen Worte zielten nach hohen Stellen der österreichischen Büreaukratie; denn daß der bayrische Kronprinz zu der Verfolgung den Anstoß gegeben, davon hatte Grillparzer damals keine Ahnung.

Die Sache war mit der schriftlichen Rechtfertigung wohl fürs erste abgetan, aber die Folgen bekam Grillparzer noch Jahre hindurch bitter zu spüren. Vor allem war er in den vornehmen Kreisen geächtet, er, der treueste, loyalste Untertan zählte nun zu den anrüchigen Personen. Die aristokratische Gesellschaft, die ihn eben noch prote-

giert hatte, ließ ihn fallen; ja, sie stellte sich ihm feindlich gegenüber. Kein Zweifel, daß dies den äußeren Erfolg seiner dichterischen Tätigkeit schwer beeinträchtigte. Aber auch in seiner Beamtenlaufbahn wurden ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Noch zweimal, da er sich um eine „wirkliche" Konzipistenstelle bewarb, zog man ihm jüngere Kollegen vor. Wohl blieb ihm Graf Stadion treu, allein seine Empfehlung half nichts; denn er hatte die Hofkammer in ihrer inneren Organisation unabhängig gemacht, und um ihre Selbständigkeit zu beweisen, überging sie regelmäßig den von Stadion empfohlenen Grillparzer. Der Kaiser selbst schlug diesem eine Skriptorstelle in der Hofbibliothek ab; zwar, meinte er, sei er wohl tauglich dazu, wenn er nur die Geschichte mit dem Papst nicht gehabt hätte! Im Laufe der Zeit war also aus dem harmlosen Gedichte ein Angriff auf den Papst geworden! Die Misere fand erst nach etlichen Jahren ein Ende, als Graf Stadion den Dichter in das Finanzministerium selbst übernahm, wo eben eine Konzipistenstelle erledigt war. Bis dahin aber lebte Grillparzer in beständiger Fehde mit seiner vorgesetzten Behörde. Er wird zurückgesetzt, schmollt, verlangt Urlaub, bekommt ihn, überschreitet ihn, wird energisch aufgefordert, sich zu rechtfertigen, tut dies in äußerst gereizten Worten, indem er sich auf seine literarischen Verdienste beruft, und kehrt endlich verdrossen in sein Büreau zurück. Aber bald geht das Spiel von vorne an. Er ist mehr auf Urlaub als im Amte, und es wirkt fast ergötzlich, zu sehen, wie man dies die längste Zeit hingehen läßt, nur weil man ihn nicht befördern will. — —

Als Grillparzer, von Italien heimgekehrt, endlich wieder Muße fand, die Arbeit am Goldenen Vlies aufzunehmen, mußte er zu seinem Schrecken gewahren, daß

Anlage und Einzelheiten der Trilogie, vor der Abreise gründlich durchdacht und fertig geplant, nun seinem Gedächtnisse völlig entschwunden waren. Schon verzweifelte er daran, das Werk je vollenden zu können, da half wunderbarerweise die Musik nach. Er hatte während seines Aufenthaltes in Baden mit seiner Mutter Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven vierhändig gespielt, wobei er in Gedanken unablässig mit dem Goldenen Vlies beschäftigt war. Als er jetzt diese Kompositionen zufällig wieder spielte — seine Partnerin war die Tochter der Schriftstellerin Karoline Pichler —, da kehrten Gedanken und Stimmungen jener Tage zurück, der Plan des Ganzen, Szene um Szene, wurde ihm wieder lebendig.

Eifrig nützte er dieses Geschenk des Zufalls, und alle Verdrießlichkeiten, denen er gerade damals ausgesetzt war, vermochten nicht, sein rüstiges Schaffen zu beeinträchtigen. So entstand das Lied Kreusens im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, während Grillparzer einer stürmischen Audienz harrte. In der kurzen Zeit vom 2. November 1819 bis zum 20. Januar 1820 wurde der Rest der Trilogie vollendet. Die Aufführung allerdings verzögerte sich um mehr als Jahresfrist; sie fand erst am 26. und 27. März 1821 statt.

In der „Ahnfrau" hat sich Grillparzer an einem Stoffe versucht, der in seiner dunklen Phantastik von der Vorstellungswelt der Romantiker, zu denen sich der Dichter sonst in schroffen Gegensatz stellte, nicht allzu weit entfernt war; die „Sappho" dagegen ging eingestandenermaßen auf das Vorbild Goethes zurück. So wenig diese Dramen als wirkliche Nachahmungen anzusehen sind, so deutlich sich in ihnen das besondere Talent Grillparzers ankündigt, eine gewisse Abhängigkeit verraten sie immer-

hin, und das Eigentümlichste des Dichters kommt in ihnen nicht scharf genug zum Durchbruche; er ist darin noch nicht ganz er selbst. Der Mangel an Klarheit und Bestimmtheit, wie er die Romantik charakterisiert, widersprach seinem strengen Formensinn, der ihn an die Plastik der Darstellung die höchsten Anforderungen stellen ließ. Das in Iphigenie und Tasso gegebene Vorbild dagegen verwies auf eine allzu große Ruhe und Beherrschung — eine Beherrschung, die um der schönen, großen Form willen in letzter Folge zu einem bedenklichen Verzicht auf den lebendigen Reiz des Details führen mußte.

Völlig bewußt suchte Grillparzer im „Goldenen Vlies" diese beiden Stilgattungen zu vereinigen. Er tat dies eigentümlich genug, indem er zwei Kulturen gegeneinander ausspielte, ein Kontrast, aus dem er schon früher gelegentlich dramatische Wirkungen zu ziehen versuchte, wie er auch später noch darauf zurückkam. Die Barbarin Medea und die Kolcher sind die Träger des romantischen Prinzips, in Jason und den Griechen verkörpert sich die dem Gesetz der Schönheit gehorchende Bildung. Dementsprechend sollten die „Argonauten" abenteuerlich, ritterlich, romantisch gehalten werden, die „Medea" abgeklärt, hellenisch-klassisch. Auf diesen Gegensatz hat Grillparzer seine ganze Kunst gestellt, und fast mit der eigensinnigen Freude des Virtuosen suchte er ihn herauszuarbeiten. Überwältigend kommt er in der ersten Szene des zweiten Aktes von „Medea" zum Ausdrucke. Kreusa, die liebliche, ein Wesen, ganz erfüllt von der Feinheit und Anmut griechischen Wesens, sucht die rauhe Medea in Saitenspiel und Gesang zu unterrichten; sie will sie Jasons Lieblingslied lehren.

Kreusa: Hier diese Saite nimm, die zweite, diese!
Medea: So also?

Kreusa: Nein. Die Finger mehr gelöst.
Medea: Es geht nicht.
Kreusa: Wohl, wenn du's nur ernstlich nimmst.
Medea: Ich nehm' es ernstlich, doch es geht nicht.
(Sie legt die Laute weg und steht auf.)
Nur an den Wurfspieß ist die Hand gewöhnt,
Nur an des Waidwerks ernstlich rauh Geschäft.
(Ihre rechte Hand bis dicht vor die Augen hebend)
Daß ich sie strafen könnte, diese Finger, strafen

In solchen Gegenüberstellungen ist der Dichter unermüdlich und unerschöpflich. Selbst in der Sprache sucht er den Widerstreit zwischen der barbarisch-romantischen und griechisch-klassischen Welt anzudeuten: die Kolcher sprechen vorwiegend in freien, lebhaft bewegten Rhythmen, die Griechen dagegen bedienen sich meist des ruhig dahingleitenden Quinars. Immerhin kam es im „Goldenen Vlies" nur zu einer äußerlichen Vereinigung romantischen und klassischen Wesens; eine Verschmelzung beider gelang Grillparzer erst später, vor allem in „Des Meeres und der Liebe Wellen".

Wie die „Ahnfrau", verrät auch das „Goldene Vlies" seinen Zusammenhang mit der Wiener Volksbühne. Hier hat die Lust am phantastischen Zauberspuk ihre Wurzel, und eine Szene wie die im vierten Akte der Argonauten — die Drachenhöhle mit den seltsamen Beleuchtungseffekten — mag Grillparzer in ähnlicher Weise im Leopoldstädter Theater gesehen haben. Aber reiner als in der Ahnfrau ist in der Trilogie die Entwicklung aus dem Allgemein-Menschlichen abgeleitet. Das goldene Widderfell ist nach Grillparzers Absicht nicht mehr als ein sichtbares Zeichen für das Schillersche Wort vom Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Es begleitet die Vorgänge, ohne sie zu bewirken. Trefflich vergleicht es der Dichter einmal mit dem

Nibelungenhort; es ist ein Symbol für alles, was das Begehren des Menschen reizt: Besitz und Ruhm. Keine der Personen ist von Anfang an schlecht oder will etwas Schlechtes; aber daß sie über die ihnen gesteckten Grenzen hinausstreben, verstrickt sie in Schuld. Der erste Schritt, kaum beachtet, führt unaufhaltsam dem Abgrunde zu. Nicht uneben hat man das „Goldene Vlies" die Tragödie des Willens genannt; sie zeigt den Menschen in seiner Abhängigkeit von seinen Taten. Es gibt kaum ein anderes Drama, in dem die Charaktere eine so gewaltige Entwicklung durchmachen wie in Grillparzers Trilogie. Jason und Medea sind zum Schlusse das Gegenteil dessen, was sie ursprünglich waren, ihr anfänglich reiner Wille hat sich unheilvoll gewandelt, weil er auf die Erreichung eines Äußeren, nicht auf die Bewahrung des eigenen Selbst gerichtet war. Das Bekenntnis Jasons im zweiten Akte der Medea bildet gleichsam den Kern der Trilogie.

Es ist des Unglücks eigentlichstes Unglück,
Daß selten drin ein Mensch sich rein bewahrt.
Hier gilt's zu lenken, dort zu biegen, beugen,
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn steht man ein andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann;
Und dem Verlust der Achtung dieser Welt
Fehlt noch der einz'ge Trost, die eig'ne Achtung.
Ich habe nichts getan, was schlimm an sich,
Doch viel gewollt, gemocht, gewünscht, getrachtet;
Still zugesehen, wie es andre taten;
Hier Übles nicht gewollt, doch zugegriffen
Und nicht bedacht, daß Übles sich erzeuge;
Und jetzt steh' ich, vom Unheilsmeer umbrandet,
Und kann nicht sagen: Ich hab's nicht getan!

Das gewaltige Drama klingt aber in die bitteren Worte aus:

Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!

Es ist das dieselbe Stimmung, der der Dichter weit später in dem Gedichte „Entsagung" Ausdruck gab:

Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren,
Und lehrt der Morgen, der erst heut' getagt;
Des Menschen ew'ges Schicksal heißt entbehren,
Und kein Genuß, als den du dir versagt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
All' was du hältst, davon bist du gehalten,
Und wo du herrschest, bist zugleich du Knecht.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Nur was du abweist, kann dir widerkehren;
Nur was du denkst, ist dein; denn du bist's, es ist du;
Drum laßt gefaßt ein Äußres uns entbehren:
In Selbstbewahrung liegt zuletzt die Ruh.

Eine Beichte im Goetheschen Sinne ist denn auch das „Goldene Vlies", und wie in die anderen Dramen Grillparzers ist auch in die Trilogie viel Persönliches mit eingeflossen. Wir wissen, daß eine leidenschaftlich geliebte Frau Medea ihre Züge geborgt; auch in der freundlichen Lichtgestalt Kreusa dürfen wir ein freies Abbild der Wirklichkeit vermuten. Vor allem aber trägt Jason deutlich erkennbar manche Charakterzüge des Dichters. Die Schilderung, die Medea von ihm entwirft:

„Nur er ist da, er in der weiten Welt,
Und alles andre nichts als Stoff zu Taten.
Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinns,
Spielt er mit seinem und der andern Glück —"

stimmt zum Teile wörtlich mit dem, was Grillparzer als eine schmerzliche Erkenntnis seiner selbst dem verschwiegenen Tagebuche vertraut. Wie Jason vermag er wohl Frauen heftig zu entflammen, aber nicht dauernd zu beglücken; die unbeugsame Selbstheit seiner Natur verhindert ihn, sich anzuschließen, und wie für Jason „alles andre" nur Stoff zu Taten ist, so ist es für ihn nur Stoff zur Dichtung.

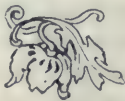
Schreyvogel hatte an dem Erfolg des „Goldenen Vlieses" gezweifelt; er sollte recht behalten. Die Aufnahme war achtungsvoll, aber lau, und die zweite Vorstellung, die als Autorenbenefiz gegeben wurde, fand vor leeren Logen und halbbesetztem Parterre statt. Grillparzer war tief gekränkt, daß seine Wiener sich so wenig aus ihm machten.

Das „Goldene Vlies" war übrigens das letzte Stück Grillparzers, das unter dem Grafen Stadion als dem obersten Chef des Burgtheaters aufgeführt wurde. Dieser dem Dichter so wohlgesinnte Mann trat schon im April 1821 von der Leitung der Hofbühne zurück; ihm folgte im Amte Graf Moritz Dietrichstein, der 1826 vom Grafen Czernin abgelöst wurde. Weit entfernt, dem Grafen Stadion an Bildung und Einsicht zu gleichen, ließen es diese beiden Aristokraten — besonders Czernin — Grillparzer gegenüber an hämischen Anfeindungen nicht fehlen, wogegen ihn Schreyvogel, der selbst unter ihrem Mißwollen zu leiden hatte, nicht immer in Schutz nehmen konnte. So verschlechterte sich sein Verhältnis zum Burgtheater in bedauerlicher Weise. Auch ging sein Vertrag

als bestallter dramatischer Dichter dieser Bühne am 30. April 1823 zu Ende.

Dafür trat allerdings in seiner amtlichen Stellung eine erwünschte Besserung ein, als er, wie schon erwähnt, 1823 ins Finanzministerium berufen wurde. Graf Stadion teilte ihm einen Posten in seiner unmittelbaren Nähe zu. Grillparzer jedoch, dem alle Freude an dem Amte gründlich verdorben war, erwies sich lässig. Auch verdroß es ihn, daß er den Minister über den Sommer nach Schloß Jamnitz in Mähren zu begleiten hatte, wo er an dem geselligen Verkehr der gräflichen Familie teilnehmen mußte. Obwohl auf das liebenswürdigste behandelt, klagte er in seinen Briefen fortwährend über die Qual, die ihm dieser Verkehr verursache. „Da ich eigentlich nur die unterhalten kann, die mich unterhalten," schreibt er, „und der Respekt wie jeder Zwang mich in üble Laune versetzt, so sind die armen Leute in meiner Gesellschaft wirklich zu bedauern, und meine einzige Hoffnung ist, daß ich die gegenwärtige Gelegenheit benutzen will, mich ihnen so unangenehm zu machen, daß man mich für ein nächstes Mal der Begleitung wohl ganz überhebt."

Fast scheint es, daß ihm gelungen ist, was er so eifrig erstrebte, und als Graf Stadion 1824 starb, sah er sich im Amt um nichts gefördert. Es geschah also wohl nicht ohne seine Schuld, daß er zeitlebens, wie er mürrisch sagt, „in den minderen Bezirken des Dienstes festgehalten wurde".



VII

Liebeswirren

Zu all den Mißlichkeiten, die in den Jahren nach dem Erscheinen der „Sappho“ Grillparzer in seiner künstlerischen Arbeit verwirrten und hemmten, kamen noch etliche aufregende Herzenserlebnisse. Von Schreyvogel wissen wir schon, daß die Frauen Wiens für den jungen Dichter schwärmten. Eigentlich schön war er wohl nicht, aber eine träumerische Weichheit lag über seinen Zügen, die erst im Alter hart wurden, und seine seelenvollen, blauen Augen mochten für Frauenherzen wohl gefährlich sein. Karoline Pichler rühmt ihm ein schlichtes, ungemein gewinnendes Wesen nach, und ließ er gelegentlich seiner Laune die Zügel schießen, so nahmen auch das „die guten Weiber“ geduldig hin. Es war nur ein Reiz mehr für sie.

Grillparzer, der von sich selbst sagt, sein Physisches ziehe ihn stark zum anderen Geschlechte hin, war gegen die Lockungen schöner Augen nicht unempfindlich; er ließ sich gerne huldigen und knüpfte manches Band, von denen nur freilich keines festhalten wollte. Von der leichtesten Tändelei bis zur heftigsten Leidenschaft schwanken seine Beziehungen zu den Frauen; nie aber hat er sich entschlossen, sich selbst aufzugeben, und dauernd vermochte ihn keine zu fesseln.

Eine flüchtige Neigung zog ihn zu Charlotte Pichler, dem anmutigen Töchterchen der Schriftstellerin. Ihr gelten die hübschen Gedichte „Frühlingsgedanken“ und „Das Urbild und die Abbilder“. Das bescheidene Mädchen scheint mehr als eine vorübergehende Schwärmerei für Grillparzer empfunden zu haben; er aber stellte vorsichtig seine Besuche ein, als er dies bemerkte.

Voll Anmut und natürlicher Unbefangenheit waren seine Beziehungen zu zwei Damen, die er bei seinem zweiten Aufenthalt in Gastein kennen lernte: Josephine von Verhovitz und Marie von Moro. Besonders die erstere, die Gattin des Appellationsrates von Verhovitz in Salzburg, scheint ihm sympathisch gewesen zu sein. Ihr gilt der „Abschied“, dessen fünfte Strophe lautet:

„O Frau! Du warest Mutter mir
— Die meine schlummert tief —
Dein mahnend Wort kam wie von ihr,
Dein Ruf war, wie sie rief.“

In der Tat scheint ihre freundliche Art ihn über grämliche Stimmungen sanft hinweggeführt und ihm neuen Lebensmut gegeben zu haben. In ihren Briefen an ihn greift sie das Wort aus seinem Gedichte auf, sie bemuttert ihn auf jede mögliche Weise und nennt ihn ihren lieben Sohn. Aber die Frau war nur drei Jahre älter als Grillparzer, und bei allem mütterlichen Getue fließt manchmal doch auch ein Wort mit ein, durch das sich ein anderes, weniger abgeklärtes Gefühl leise verrät. Weil aber alles in den Grenzen zartester Andeutung bleibt und eine tiefere Neigung nur gerade durchschimmert, darum ist dieses Verhältnis so reizvoll, so schön und rein.

An Frau von Verhovitz und Frau von Moro ist das launige „Sendschreiben“ vom 8. August 1820 gerichtet. Grillparzer war nach der Abreise der beiden Damen mit Ladislaus Pyrker und dem bayrischen Grenadier-Gardehauptmann von Fritsch in Gastein zurückgeblieben. Er schildert die grämlichen Gesichter, die im Wildbad zu sehen sind, „seit ihr mit euch das Schönste weggeführt“. Er schildert, wie der Himmel sich mit schwarzem Flor behängt, wie der Wasserfall, der ihn im irrigen Verdacht habe, „daß eine andre Frau noch außer euch mir teuer“, bei stiller Nacht wütend an sein Gemach poche, wie sich die Ordnung der Natur verkehrt habe, und selbst bei Tische nichts an seiner Stelle sei, kein Bissen schmecke — kurz:

„Gastein ist nur ein großer Sarg,
Es klagt der Held, es klagt der Sänger
Um euch je länger, desto bänger,
Trotz seines Cölibats der Patriarch.
Nichts kann uns Trost, Ersatz uns geben,
Lehrt's doch die Welt, das ganze Dasein so,
Daß, wo die Charis und die Kunst entfloh,
Nichts Wünschenswertes mehr sich zeigt im Leben.“

Tiefer verstrickte ihn die Neigung zu Charlotte Paumgarten, der Gattin seines Freundes und Vetters. Am 15. Januar 1818 hatte er den Neuvermählten ins Stammbuch geschrieben:

Amor würfelt einst mit Hymen,
Und der kleine Gott der Liebe,
Schielend listig durch die Binde,
Wirft beständig hohe Zahlen:
Vier und fünf und fünf und sechs,
Halb zu viel, halb nicht genug,

Niemals Paar, trotz List und Trug
Da greift Hymen zu den Würfeln
Und wirft hoch nicht, aber gleich:
Eins und eins. — Ein Jubelschrei!
Glück und Paar liegt in der Zwei.

Er ahnte nicht, daß Amor trotz allem die Partie gewinnen sollte. Charlotte, eine schöne, heißblütige und kokette Frau, schwärmte gleich so vielen für den gefeierten Dichter. Daß sie durch die Verwandtschaft auf eine gewisse Vertraulichkeit Anspruch hatte, mochte sie reizen, und sie ließ es an aufmunterndem Entgegenkommen nicht fehlen — zuerst, wie wir glauben dürfen, in aller Harmlosigkeit, bald aber von einer ungeahnten Leidenschaft übermächtigt. Grillparzer, der, wie Laube sagt, „in diesem Betracht" überhaupt kein Heiliger war, erlag der Lockung; an der Leidenschaft Charlottens entzündete sich sein Herz. Wieder wie einst als Jüngling schüttelte ihn das Liebesfieber und raste in seinem Gebein. Er kämpfte einen schweren Kampf zwischen heißem Begehren und Pflicht. Aber zu groß war die Versuchung. Eine Tagebuchnotiz besagt kurz und trocken, daß das Verhältnis seinen platonischen Charakter verändert habe. Bald aber erfolgt der Rückschlag, der bei Grillparzer nie ausblieb. Zwar werden nach der italienischen Reise die Beziehungen neu geknüpft, aber die Glut ist erloschen, sie läßt sich nicht wieder entfachen. Der Dichter klagt sich in seinen Tagebüchern der Treulosigkeit an; doch kann er nicht vermeiden, daß ihn nun abstößt, was ihn einst so heftig angezogen. In dem schmerzlichen Gedichte „Bann" spricht er ein tiefes Geheimnis seiner Seele aus. Die Geliebte habe in ihm keinen freien Mann umschlungen, sein ganzes Wesen sei der Kunst dahingegeben, und dem

Genusse alles Wirklichen habe er um den holden Schein entsagt. Die Fürstin aber, „der die Welt zu eigen, der alles huldigt, was da lebt", die Göttin der Liebe habe ihn darum verflucht.

„Er peitsche rastlos dich durchs Leben
Der wilde Dämon Phantasie!
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Verdammet, Schatten nachzujagen,
Buhl doch um Augenblickes Kuß;
Es fehle Kraft dir zum Entsagen
Und Selbstbegrenzung im Genuß.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Die dich liebt, flieh; die du begehret,
Sie schaudere zurück vor dir,
Und sagt sie: Ja, hat sie gewähret,
So töt' ihr Ja dir die Begier!
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Zieh' hin, um all dein Glück betrogen,
Und buhl um meiner Schwester Gunst,
Sieh, was das Leben dir entzogen,
Ob dir's ersetzen kann die Kunst!"

So erfolgte denn der Bruch. Das „Ja" hatte die Leidenschaft getötet, die Phantasie lockte nach anderen Gestalten. Zu Beginn des Jahres 1821 scheint die Trennung, schon lange vorbereitet, endlich vollzogen worden zu sein. Treuer als Grillparzer war Charlotte; sie konnte ihre Leidenschaft nicht überwinden. Im September 1827 verfiel sie in eine Krankheit, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. Als sie am Tode lag, ließ sie Grillparzer rufen. In einem Augenblicke, da niemand sonst

im Zimmer war, erinnerte sie ihn an seine Liebe und klagte, wie bitter sie deren Verlust geschmerzt. „Ich möchte lieber nicht leben, als der Verursacher eines solchen Zustandes sein," sagte sie mit hartem Vorwurf. All das griff aber den Dichter nicht sonderlich an; er empfand nur einen grimmigen Abscheu vor seiner Teilnahmslosigkeit. Allein bei der Nachricht von Charlottens Tod schreibt er in sein Tagebuch die bitteren Worte: „Ich habe sie verlassen, mißhandelt. Ich war vielleicht Mitursache ihres Todes . . . Der einzige poetische Punkt in ihrem Leben war diese Liebe — und sie starb daran." Und am selben Tage entwirft er die leidenschaftlich bewegten Strophen des ergreifenden Gedichtes „Verwandlungen".

Die Farbenpracht der Wiesen ist von Nacht verdeckt, das Eden sank zur Wüste ein, und die Stelle, wo das Haus stand, vermag der Dichter nicht zu finden.

Doch stand es einmal
So steht's wohl noch,
Harr du der Sonne,
Sie kommt wohl doch.

O wäre jeder,
Nur jeder Nacht
So nah und sicher,
Was hell sie macht!

Nur einmal zögert's,
Stellt sich nicht ein,
Das helle Frühlicht,
Der Sonnenschein.

Das ist am Morgen
Zu jener Frist,
Da nachts du vorher
Gestorben bist.

Eine rührende Episode in Grillparzers Beziehungen zu den Frauen knüpft sich an den Namen Marie Piquot. Es war dies die Tochter eines preußischen Legationsrates, in dessen gastfreundlichem Hause die Künstler- und Schriftstellerwelt Wiens häufig verkehrte. Auch Grillparzer zählte zu den Besuchern. Marie war nicht eigentlich

schön, aber ein herrlicher Wuchs wurde ihr nachgerühmt, ihre feine Bildung bewundert. Der Dichter scheint ihrer kaum geachtet zu haben, um so heftiger entbrannte sie heimlich für ihn, und als sie erfuhr, daß sein Herz einer anderen gehöre, war es um die Freude ihres Lebens geschehen. Sie welkte dahin, eine Erkältung, die sie sich auf einem Balle bei Sonnleithner zugezogen, warf sie aufs Totenbett; am 12. März 1822 starb sie. In ihrem Testamente gestand sie das schmerzliche Geheimnis ihrer Seele, empfahl in rührenden Worten „ihren Tasso" den Eltern und bat sie, sich seiner anzunehmen und ihn wie einen Sohn zu behandeln. Nach Wochen erst erfuhr der Dichter von der gebeugten Mutter, wie sehr er geliebt worden sei. Er fand die Situation unerquicklich und mied das Haus. Für die arme Marie aber verfaßte er die kurze Grabschrift: „Jung ging sie aus der Welt; zwar ohne Genuß, dafür aber auch ohne Reue." Man hat diese Grabschrift kalt und mattherzig genannt; wer aber bedenkt, auf welch bittere Kämpfe der Dichter damals eben zurückschaute, in welchen Wirrungen er damals noch seine besten Kräfte verzehrte, der wird aus den kurzen Worten wohl das scheue, tiefschmerzliche Bekenntnis eigener Schuld heraushören.

Im Jahre 1821, als noch der Bruch mit Charlotte Paumgarten nicht erfolgt war, lernte Grillparzer ein Mädchen kennen, das tiefer und dauernder als irgend ein anderes weibliches Wesen in sein Leben eingreifen sollte: Kati, oder wie er selbst echt wienerisch zu schreiben pflegte, Katti Fröhlich. Sie war die zweitjüngste von vier Schwestern, alle vier durch Anmut und Begabung ausgezeichnet. Der Vater der Mädchen, ursprünglich für den gelehrten Beruf bestimmt, war Geschäftsmann geworden und hatte eine Weineinschlagfabrik in der Vor-

stadt Wieden besessen. Da er aber leichtsinnig wirtschaftete, wurde der Verdienst schmäler und schmäler, das Geschäft ging endlich ein, und so mußten die herangewachsenen Töchter für den Erwerb sorgen. Dieser Aufgabe unterzog sich vor allem Netti, die älteste. Sie war eine Schülerin Hummels, eine vortreffliche Sängerin, und 1819 übernahm sie den Unterricht an der von der Gesellschaft der Musikfreunde gegründeten Gesangschule. Pepi, die jüngste, ein Mädchen von rührender Schlichtheit und Bescheidenheit, war wie Netti eine ausgezeichnete Sängerin. Auf ihren Konzertreisen feierte sie reichliche Triumphe. Weniger glückte ihr der Versuch, in der Oper aufzutreten; ihrer schönen, wohllautenden Altstimme scheint es an Kraft gefehlt zu haben. Betty, die zweitälteste, war derber, urwüchsiger geartet als ihre Schwestern, aber gutmütig wie diese. Sie war ihres Zeichens Malerin, und besonders in der Blumenmalerei fand sie Anerkennung. An musikalischer Begabung stand sie jedoch ihren Schwestern nicht nach; sie durfte sich's zutrauen, für eine erkrankte Sängerin als Cherubin in der „Hochzeit des Figaro" einzuspringen. Kati war wie die schönste, so auch die leidenschaftlichste der vier Schwestern; musikalisch wie sie, widmete sie sich doch keinem Berufe. Wohl besaß sie eine besondere Begabung für die Bühne, und die Schröder wollte sie zur Schauspielerin ausbilden. Es ward aber nichts daraus, vor allem, weil Grillparzer entschieden dagegen war.

An ihrer Schulbildung trugen die Schwestern nicht allzu schwer, aber was ihnen daran fehlte, das ersetzten sie völlig durch ihren lebhaft entwickelten Kunstsinn, der ihnen die Welt weiter aufschloß, als es die beste Schule zu tun vermag, und der bewegte gesellige Verkehr, in den sie gerade durch ihre künstlerischen Bestrebungen ein-

geführt wurden, vermittelte ihnen reichliche Aus- und Einblicke ins Leben. Das Fröhlichsche Haus zählte zu den theaterfreundlichsten Wiens; fast jeden Tag „war eine Partie im Theater", und interessante Vorstellungen bildeten für viele Tage den Gesprächsstoff. Die Schwestern versuchten sich auch selbst mit Glück in der Kunst der Darstellung und waren als Mitwirkende an Liebhabertheatern sehr begehrt. Auch der bildenden Kunst galt ihr Interesse; Betty betätigte es praktisch, die andern empfangend und genießend. Manche Maler von Ruf verkehrten in ihrem Hause; Daffinger war Bettys Lehrer, Moritz Schwind fand sich häufig als gern gesehener Besucher ein. Vor allem aber huldigten die „vier Grazien" der Musik. Mit den Familien Sonnleithner, Kiesewetter, Geymüller rc. standen sie an der Spitze jenes edlen musikalischen Dilettantismus, der die großen Meister förderlich umgab. Sie haben Schuberts Genie emporgetragen; für sie hat er viele seiner schönsten Lieder komponiert, und sie zuerst haben diese Lieder in privaten Zirkeln und öffentlich gesungen. Bei alledem aber herrschte im Hause Fröhlich nichts weniger als eine geniale Wirtschaft; im Gegenteile: gut bürgerlich versorgten die Schwestern den Haushalt, nähten ihre Kleider selbst und verschmähten es nicht, höchst eigenhändig ihre Wäsche auszubessern. Es entbehrt nicht einer gewissen altväterischen Anmut, zu sehen, wie Pepi, vom Konzerte heimgekehrt und noch umbraust vom Jubel des Beifalls, sich hinsetzt und ihre Strümpfe stopft.

Grillparzer hat die Schwestern bei einem Abendkonzerte im Salon Geymüller kennen gelernt. Die erste Begegnung ging vorüber, ohne daß ihm Kati sonderlich aufgefallen wäre, ja, durch ihr etwas ungebundenes Wesen scheint sie ihn eher ein wenig verletzt zu haben. Aber

bei der zweiten Begegnung entzündet sie sein rasch empfängliches Herz. Schubert sitzt am Klavier und phantasiert; Kati hat neben ihm Platz genommen und hört gespannt zu. Ihr lebhaftes, seelenvolles Mienenspiel, der wechselnde Ausdruck ihrer himmlisch schönen, braunen Augen verrät die leidenschaftliche Bewegtheit ihres Gefühls. Der Dichter ist betroffen, entzückt. Er kann es kaum erwarten, daß Schubert endet. Sofort tritt er dann auf das Mädchen zu, wird freundlich begrüßt, ein eifriges Gespräch spinnt seine Fäden hinüber und herüber, und ein Herzensbund, der das Glück und die Qual von Grillparzers reifsten Jahren ausmacht, ist geschlossen.

„Ist zwar, seit ich dich kenne,
Fast nur ein Augenblick,
Doch, wenn ich wert dich nenne,
Nehm' ich es nicht zurück.

Denn flüchtig, in Sekunden,
Trifft das Geschick:
Was Jahre nicht gefunden,
Gibt im Moment das Glück.

Zwar ird'scher Werke Meister
Webt lebenlang am Stück:
Für Herzen und für Geister
Regiert der Augenblick."

schreibt der Dichter am 6. März 1821 in Katis Stammbuch. Die liebliche Genreszene aber, die für ihn so bedeutsam wurde, hat er in dem wunderbaren Gedichte „Als sie zuhörend am Klavier saß" festgehalten. In einem Briefe an seinen alten Freund Altmütter beschreibt er Kati mit entzückten Worten. Er schildert, wie die Schwestern Fröhlich verspätet in den Salon eintreten, wie sich ihnen alles entgegendrängt. „Drei von ihnen kenne ich schon," fährt er fort, „aber wer ist jene vierte, in der Mitte der andern, über sie hervorragend an Gestalt und durch eine gewisse Sicherheit des Benehmens, in

rotem Kleid, mit dem geringelten, schwarzbraunen Haar? Jene — mit den Augen hätte ich bald gesagt; denn es war, als hätte niemand Augen als sie, und als wäre sie selbst nur da in ihren Augen, so blitzten die dunkelbraunen Bälle, scharffassend, leicht beweglich, alles bemerkend, jedes Wort, jede Bewegung einträchtig begleitend."

Tage des reinsten, reichsten Glückes beginnen für den Dichter. Ganz erfüllt ist er von dem Liebreiz des Mädchens. Wo er geht, wo er steht, sieht er ihre Augen vor sich,

„Dunkelhell,
Blitzesschnell,
Schimmernd wie Felsenquell,
Schattenumkränzt."

Ihm geht's mit diesen lieben Augen wie mit der Sonne: wenn man in sie hineinschaut und dann die Lider schließt, sieht man überall zwei Pünktlein vor sich. Und diese Augen locken unwiderstehlich in die Nähe der Geliebten.

„Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poch' ans Tor,
Streckt sich ein Hälslein vor;
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
Drunter mein Augenpaar!"

Aber früh schon mischen sich in dieses stille, friedliche Glück mürrische Stimmungen. Wie Grillparzer gewöhnt ist, sich selbst grüblerisch zu beobachten, so übt er's auch seiner Kati gegenüber. Und er sieht scharf, allzu scharf für einen beglückten Liebhaber. „Rousseaus Neigung zur

9*

Lüge (Verlegenheits- und Ausschmückungslüge) ist jener Person auch nicht fremd," heißt es da einmal. Und ein andermal ruft er ärgerlich aus: „Solange sie auf der Welt ist, hat sie sich noch nie einfallen lassen, daß eine Sache zwei Seiten haben könne." Er rügt ihren Mangel an Weichheit und Nachgiebigkeit, und immer herber wird sein Urteil.

So verstören denn schon sehr bald allerhand böse Mißhelligkeiten das schöne Verhältnis. Gerade Katis Eigensinn, ihr leidenschaftlicher Trotz mag zu unerquicklichen Auftritten geführt haben; eifersüchtiges Mißtrauen — wohl von beiden Seiten — kam hinzu. Schon das Tagebuch von 1821 verzeichnet einen „eifersüchtigen Zwist". Kati war ein Hitzkopf, Grillparzer hatte einen Zug von Pedanterie: nur zu leicht gab es da Zank und Streit. Das Gedicht „Gedanken am Fenster", 1822 in Grinzing entstanden, geht auf eine solche Szene zurück: der Dichter klagt sich an, daß er rauh und gefühllos den schönen Augen Katis Tränen erpreßt habe.

Er trug wohl überhaupt den größeren Teil der Schuld daran, daß sich so rasch schwere Zerwürfnisse einstellten. Seine unglückselige Natur war nicht dazu geschaffen, dauerndes Glück zu empfangen und zu gewähren. „Du verlangst von mir," heißt es in jenem Briefe an Altmütter, „ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen: ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einem geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus

dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lange festhalten kann. Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem Heute voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Übereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden."

Und das steht in demselben Briefe, in dem Grillparzer, noch des frischen Eindrucks voll, die beglückende Begegnung mit Kati schildert! Ein andermal klagt er sich an, daß er in seiner Neigung zum Widerspruche der Geliebten um so kälter begegne, je unbefangener sie ihn die Wärme ihrer zärtlichen Empfindung fühlen lasse. Wie oft, wie hart mag er die Arme verletzt haben! Und das jähe Umspringen aus liebender Glut in beinahe feindselige Kälte zeigt er nur zu deutlich in den Briefen, die er im Herbst 1823 aus Jamnitz an die Geliebte richtet. Wendungen der schalkhaftesten, zartesten Anmut wechseln mit einem trockenen, gelangweilten, ja mürrischen Ton; das trauliche „Du" wird immer wieder vom steifen „Sie" verdrängt! Kati klagt einmal in rührenden Worten über den Mangel an guten, lieben Worten, durch den ihr die Briefe so wehe täten. Grillparzer antwortet, ein

gewisses Schamgefühl der Empfindung lasse ihn kälter erscheinen, als er sei.

Immerhin bedeutet gerade das Jahr 1823 den Höhepunkt des Verhältnisses zwischen Grillparzer und Katharina. Die Vermählung war schon beschlossen, die Möbel gekauft, alles geordnet; da brach wieder ein Zwist aus, und die Heirat wurde rückgängig gemacht.

So schleppte sich das Verhältnis zwischen Zank und Versöhnung unerquicklich hin. Grillparzer litt darunter nicht minder als Kati. „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat," schreibt er im Mai 1826 in sein Tagebuch. „... So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle überging, setzte auch sie, unbewußt, in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis uns auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten."

Im Innersten guten Willens, fühlte er sich doch furchtbar schuldig und verzehrte sich darin, Erklärungen für das Verhängnis zu suchen, das zweier Menschen Glück zerstört hatte. Ergreifend ist seine Klage in der Elegie „Jugenderinnerungen im Grünen".

„Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie.
Ich glaubte, meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur sie!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenngleich von Güte überragt;

Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten — aber, ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz,
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzu fest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich;
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!"

In dem Gedicht „Incubus" — 1821, also drei Jahre vor den „Jugenderinnerungen" entstanden — deckt er eine andere Quelle der unseligen Zerwürfnisse auf. Unfried nennt er den Geist, der ihn beherrscht, und der läßt ihn an der Geliebten zweifeln. Mit schwerer Schuld beladen ist er ihr genaht; den Freund hat er betrogen, ihm die Gattin geraubt, auch diese wieder verlassen: — wie vermag er noch der Unschuldsvollen zu glauben und zu trauen?

So qualvoll ringt Grillparzer und so ohne Schonung seiner selbst nach der Erkenntnis der herben Wahrheit. Aber den eigentlichen Grund, warum sein und Katis Glück zu Trümmern gehen mußten, enthüllt er mit all seinen Geständnissen wohl kaum. Nicht der Egoismus des Künstlers, der in dem Leben nur Stoff für seine Kunst erblickt, nicht die Abgeschlossenheit der Naturen haben

den Bund zerstört; das alles hätte sich überwinden lassen. Allein ein anderes stellte sich unüberwindlich entgegen: der schwere Mangel in Grillparzers seelischer Anlage, der ihn immer und überall zwang, aufzugeben, was er gewonnen hatte. Nur in den Augenblicken der Ekstase ist Grillparzer ganz er selbst; in der Ekstase schafft er Meisterliches, in der Ekstase fühlt er das berauschende Glück der Liebe. Aber dem ungeheuren Aufschwung der Kräfte folgt immer wieder der tiefste Zerfall. Was der Augenblick gegeben, geht mit dem Augenblick dahin, was eine Einheit war, zersplittert sich unheilvoll, und alle die wirren Regungen der Seele, die ein glücklicher Moment zum Ganzen schloß, streiten nun mürrisch und eifersüchtig miteinander. Grillparzer steht seiner Dichtung nicht anders gegenüber, als der Geliebten. Voll Begeisterung im Schaffen, voll Glut im Werben, stößt er das vollendete Werk ebenso unwillig, ebenso feindselig von sich wie die Geliebte, deren Ja er gewonnen. Nur hie und da, wenn Mißgunst sein Werk verunglimpft, wenn er die Geliebte zu verlieren fürchtet, erinnert er sich wieder des Besitzes, wacht die alte Liebe auf.

In martervoller Unentschlossenheit brachte Grillparzer lange Jahre hin. Die Liebe zu Kati war erloschen, aber er hatte doch nicht die Kraft, sich loszusagen. Wiederholt sucht er sich aufzuraffen und den Bruch herbeizuführen, aber da er sieht, daß Kati darüber zugrunde geht, kehrt er reuig wieder zurück. Und nun beginnt das qualvolle Leben von vorne. Alles was er hört, sieht und liest, bezieht Grillparzer auf sein unseliges Verhältnis. Mit Schaudern erfüllt ihn Benjamin Constants Roman „Adolphe“. Er sieht darin sein eigenes Leben widergespiegelt. Daß der Held, der längst von seiner Liebe zurückgekommen, dennoch aus Mitleid den Schein

der Liebe aufrecht erhält, wird im Roman als Charakterlosigkeit getadelt. Grillparzer widerspricht heftig. „Schwachherzigkeit ist ein Fehler," sagt er, „Hartherzigkeit keine Tugend." Und er meint: „Es gibt Tage, wo der Mensch mit Recht die Entscheidung dem Gottesurteile der Zeit und der Begebenheiten überläßt." Diese Worte erinnern, beiläufig gesagt, deutlich an jene, die Rudolf II. in den Mund gelegt sind.

Im Jahre 1830 scheint es endlich völlig zum Bruche zu kommen. Grillparzer schreibt einen bitterbösen Abschiedsbrief. Kati ist vernichtet. Um Grillparzer zu fliehen, um Trost zu finden, begleitet sie ihre Schwester Pepi nach Mailand. Aber von dort schreibt sie rührende Briefe voll hingebender Sorgfalt für den Ungetreuen, Harten. Er ist ihr einziger Gedanke. Wie er sie auch behandeln möge, schreibt sie, sie werde ihn nie vergessen: „denn alles, was gut an mir ist, habe ich seinem Umgang zu danken". Sentimental ist sie bei alledem nicht. Wenn sie sieht, wie die Glöckner in Mailand mit den Füßen läuten, wobei sie die komischsten Bewegungen machen, so kann sie sich halb zu Tode lachen. Aber immer wieder kommt sie auf Grillparzer zurück. Ängstlich bemüht sie sich, alles zu unterlassen, was ihm mißfallen könnte, hausmütterlich fragt sie, ob seine Wäsche in Ordnung sei; ihr träumt, er sei krank geworden, und: „darüber wurde ich wach und bekamm aber eine sollche Sehnsucht, daß ich meinte ich müßte gleich zu Fuß nach Wien laufen". So vieler Lieb' und Güte konnte auch Grillparzer nicht widerstehen, und der Trennung folgte wieder die Versöhnung.

Die Qual dieser Jahre wurde dadurch noch verschärft, daß der Dichter von einer neuen Leidenschaft gefangen war. In Marie von Smolenitz trat ihm ein eigenartiges

Wesen, halb Kind, halb Dämon, entgegen. Die Beziehungen zu ihr scheinen 1825 begonnen zu haben. Der Dichter, der ihr gegenüber wohnte, sah sie vom Fenster aus; Marie, die seine Huldigungen bemerken mochte, war nicht spröde, und bald muß sich ein intimes Liebesverhältnis angesponnen haben. Das Seltsame und Widerspruchsvolle in Mariens Wesen wirkte mit diabolischem Reiz auf Grillparzer. Nach einer vorübergehenden Trennung kamen sich die beiden wieder nahe, als Marie 1827 den Maler Daffinger, einen Freund Grillparzers, heiratete. Die Ehe war nicht glücklich, Daffinger war ein roher, rücksichtsloser Patron. Wenn es heftige Auftritte setzte, holte Daffinger den Freund, damit der der Frau den Standpunkt klar mache — derselben Frau, deren Liebhaber er einst gewesen und vielleicht noch war! Die unsägliche Falschheit dieses Verhältnisses marterte ihn, aber Mariens Schönheit, ihr koketter Reiz fesselten ihn unwiderstehlich. „Die Frau ist schön, schön, schön!" schreibt er noch 1829 in sein Tagebuch. Das düstere Gedicht „Verwünschung" verrät sein peinliches Schwanken. Allmählich überwog doch der Abscheu, Grillparzer schüttelte die unwürdigen Ketten ab und kehrte als ein wieder frei Gewordener zu seiner Kati zurück.

Sie zog ihn immer wieder an, sie, und mehr vielleicht noch der gesellig heitere Verein ihrer Schwestern. Kati hätte er vielleicht entbehren können, ihre Schwestern nicht. Ein Leben ohne diese wackeren Mädchen wäre ihm auf die Dauer unmöglich gewesen. „Ich muß euch alle lieben," sagt er einmal. In ihrer Mitte fand er immer erquickliche Anregung, sie waren seine Lehrmeisterinnen im Gesang, den er mit Eifer, wenn auch, wie es scheint, nicht mit besonderem Erfolge pflegte, sie spielten mit ihm Klavier, sie bereiteten ihm eine freund-

liche Stätte, wo er sich gemütlich seiner Art überlassen durfte. In seinen Beziehungen zu Kati trat denn auch mit den Jahren die erwünschte Beschwichtigung ein; in ruhiger, treuer Freundschaft lebten sie nebeneinander hin, liebevoller einander hingegeben als zur Zeit ihrer heftigsten Liebe. Nach dem Tode der Fröhlichschen Eltern — im Jahre 1849 — zog sich Grillparzer zu den Schwestern, der Alternde zu den Alternden. Schlimmes Gerede war nicht mehr zu fürchten, und der Dichter durfte nun die Freuden des Familienlebens kosten. Er fühlte sich wirklich als Glied der Familie und nahm an Freuden und Leiden innigen Anteil. Als Pepis Gatte, der Flötenvirtuose Bogner, gestorben war, nahm er sich des Sohnes Wilhelm als Vormund an. Väterlich sorgte er für den Knaben, den er herzlich liebte, er verzog und verhätschelte ihn ebenso wie die Tanten, und tief erschüttert stand er an dem Grabe des früh Verblichenen. Dafür wurde er von den Schwestern auf das sorgsamste und liebevollste betreut. Unermüdlich waren sie darin, ihm gute Stunden zu bereiten, und eifersüchtig wachten sie darüber, daß die Außenwelt ihn in seinem stillen Refugium nicht störe. Bauernfeld nannte sie launig die Grillparzen; sie mochten sich den gutmütigen Spott wohl gefallen lassen.

So endigte in einer elegisch angehauchten Idylle, was in stürmischer Leidenschaft begonnen wurde.



VIII

Vaterländische Dramen
Die Reise nach Deutschland

In der Zeit vor und nach Vollendung der Medea beschäftigte sich Grillparzer mit einer Menge dramatischer Pläne, über die uns Notizen und Fragmente Aufschluß geben. Schon 1818 lockte ihn Friedrich der Streitbare, und 1821 nahm er denselben Stoff wieder auf. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie er darin nach dem individuellen Gepräge des Wortes ringt, ohne es freilich immer zu finden. Mit besonderer Vorliebe verweilte er bei der Gestalt Frangipans, des ehrgeizigen Jünglings, der, obgleich ursprünglich gut und edel, doch dem schwärzesten Neid anheimfällt, weil er sich überall von Herzog Friedrich verdunkelt sieht und nicht Raum genug hat, sich frei zu entwickeln. Das Trauerspiel „Die Nazaräer", das Grillparzer im Jahre 1819 plant, sollte Judas in einem ähnlichen Verhältnisse zu Christus zeigen. Gleichfalls aus dem Jahre 1819 stammt der Entwurf zu einem Brutus. Brutus selbst und Sextus Tarquinius sollten dessen Helden sein, beide an Mut und an Tapferkeit gleich, aber Brutus fürs Recht, Tarquinius für seinen Willen. Diesen Gegensatz hat der Dichter später wiederholt aufgegriffen, zunächst in seinem Ottokar. Gewaltig war der Zyklus „Die letzten Römer" gedacht, der mit „Marius und Sulla"

beginnen und mit „Octavianus Augustus“ abschließen sollte. „Marino Falieri“ war durch Byrons Vorbild angeregt, doch hätte Grillparzer, wie seine Aufzeichnungen beweisen, die Charaktere weit lebendiger darzustellen gewußt als der englische Dichter. Überwältigende dramatische Kraft verrät der Entwurf zu einem Krösus (1822); besonders der Schluß mit seinem atemraubenden Vorwärtsdrängen und seinen furchtbaren Erschütterung hätte ausgeführt wohl zu dem Großartigsten gezählt, was dem Dichter je gelungen. Versöhnlich sollte das Stück ausklingen. „Er hat die Gefahr der Größe, die Glückseligkeit des Privatlebens erkannt,“ heißt es von Krösus. Nicht nur dieser Grundgedanke, auf den Grillparzer in Dramen und lyrischen Gedichten immer wieder zurückkam, sondern auch manche Einzelheit wurde in das Märchenspiel „Der Traum ein Leben“ hinübergenommen; so z. B. die seltsame Szene, wie ein Stummer in der übermenschlichen Aufregung eines entscheidenden Augenblicks zu sprechen beginnt. Höchst interessant ist der Plan zu einer Tragödie „Der Purpurmantel“, ein Plan, der den Dichter von 1820 bis 1826 beschäftigte. Es sollte das Trauerspiel des Ehrgeizes werden; Pausanias, der Held, zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit Jason und Ottokar, in der prächtigen Verwendung des Symbols gemahnt das Drama an das „Goldene Vlies“, nur daß die Symbolik des Purpurmantels deutlicher, anschaulicher geworden wäre als die des Vlieses.

Die Schaffenskraft Grillparzers hielt auch noch in den ersten zwanziger Jahren an, und selbst die Liebeswirren bewirkten — anfänglich wenigstens — keine Abnahme. Es entstand das Opernbuch „Melusine“, „König Ottokars Glück und Ende“ wurde abgeschlossen. Fast alle späteren Dramen — so Hero,

Esther, Libussa, Rudolf II. — wurden damals schon geplant und genauer oder flüchtiger erwogen.

Die „Melusine" verdankte ihre Entstehung einer Aufforderung Beethovens, der den Dichter durch den Grafen Dietrichstein um einen Operntext ersuchen ließ. Grillparzer hatte den Meister zum erstenmal im Jahre 1805 bei seinem Oheim Josef Sonnleithner gesehen, und später war er mit ihm wiederholt in Berührung gekommen, so in Heiligenstadt, wo er mit seiner Mutter über den Sommer dasselbe Landhaus bewohnte wie Beethoven, ein andermal in Döbling, als er dort bei seiner Großmutter zu Besuch weilte. Es versteht sich, daß der Knabe und Jüngling keine Gelegenheit fand, dem großen Manne näherzutreten, aber er hat ihn wohl beobachtet, und in seinen Erinnerungen an Beethoven verzeichnet Grillparzer manche Genreszene, die einen köstlichen Beitrag zu der wunderlichen Menschlichkeit des Tonheros bildet.

Beethovens Wunsch nach einem Opernbuche setzte Grillparzer in einige Verlegenheit. Sein Ehrgeiz stand nicht danach, Libretti zu verfassen, aber er verehrte den Meister zu sehr, um ihm einen Wunsch abzuschlagen. Zunächst dachte er an den Drahomira-Stoff, aber sehr bald ließ er den Plan fallen. Er glaubte an Beethoven eine gewisse Neigung, sich ins Ungemessene zu verlieren, bemerkt zu haben, und war der Ansicht, diese, wie er meinte, schädliche und unmusikalische Neigung müßte durch einen dramatischen Vorgang, der ganz auf das Heroische und Leidenschaftliche gestellt sei, noch gesteigert werden. So wählte er denn mit voller Absicht das keineswegs aufregende Märchen von der Melusine. Aus der weichen Lyrik verliebten Getändels rafft sich da nur vorübergehend ein männlich-energischer Wille auf, und um dem

Meister den Weg ins Ungebundene zu verlegen, griff Grillparzer zu einer streng geschlossenen Form, die auch musikalisch binden mußte. Im Winter von 1822 auf 1823 entstand das Buch. Beethoven erklärte nach der ersten Lektüre, er sei davon gepackt worden; allein es zeigte sich bald, daß er sich darin geirrt habe. Der Entschluß des Grafen Raimund, sich aus den Fesseln einer verzehrenden Liebe zu befreien, mag seine musikalische Phantasie gereizt haben, aber dem Willen fehlte die Tat, und das Ganze war zu weich für seine herbe Größe. Es folgten nun Unterhandlungen zwischen Grillparzer und Beethoven, die eine Umgestaltung des Buches bezweckten, sie schleppten sich durch Jahre hin, Grillparzer war von äußerster Nachgiebigkeit, er erklärte sich zu jeder Änderung bereit, schlug andere Stoffe vor, rückte sogar mit der Drahomira heraus — allein all das führte zu keinem Ziel. Wenn aber diese Unterhandlungen auch ohne greifbares Ergebnis blieben, so brachten sie die beiden Männer doch freundschaftlich einander nahe und gaben Gelegenheit zur Aussprache über manches, was nicht unmittelbar mit dem Operntext zusammenhing. Der Kampf zwischen der italienischen und deutschen Oper, der eben damals in Wien mit großer Heftigkeit ausgefochten wurde, veranlaßte Erörterungen über das Wesen der Musik, die literarischen Zustände Österreichs wurden wiederholt besprochen, auch die Politik scheint sich mit eingemischt zu haben. „Wenn man wüßte, was Sie sich bei Ihren Kompositionen denken —!" ruft Grillparzer einmal aus. Seine Verehrung für Beethoven wuchs im persönlichen Verkehr mit ihm, und es ist wohl ein Irrtum, wenn behauptet wird, er habe die Größe dieses Genius nicht begriffen. Selbständig, wie er in allem war, wahrte er sich auch Beethoven gegenüber sein eigenes Urteil, und dessen

Neigung, über die Grenzen der strengen musikalischen Form hinauszugehen, schien ihm gefährlich. Ein Werk, wie die neunte Symphonie, mochte ihm in mancher Hinsicht Bedenken erregen, aber seine Größe hat er im tiefsten Herzen gefühlt, und mit einer an Demut grenzenden Bewunderung blickte er allzeit zu Beethoven, dem Gewaltigen, empor.

„Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief,
Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?
Mir graut nur vor dem Wörtchen tief,
Vor allem aus dem Mund der Seichten!“

sagt er selbst einmal. Und am Todestage Beethovens, am 26. März 1827, hält er ihm einsam in seiner Stube einen herrlichen Nachruf. Er schildert, wie Beethoven in den Himmel eintritt, wie ihm die erdentnommenen Großen entgegenkommen. Bach, der strenge, eingedenk eines verletzten Gebotes, hebt mit lächelndem Drohen den Finger, Gluck nickt ihm freundlich zu, Haydn umarmt ihn, Händel drängt sich eifrig herzu, Mozart aber heißt den Zweifelnden in diesem erlauchten Kreise willkommen.

„Lernt von andern Fehler meiden,
Großes schaffen lernt von uns.
Denn selbst Gift, an rechter Stelle
Wird der Heilung frohe Quelle.

— — — — — — — — — — —

Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch gewählt, gebieten wir;
Und das Kunstwerk wie der Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es sich kein Jota rauben,

Hat's durch Wunder sich bewährt.
Drum tritt ein, sei nicht beklommen!
Es ist dein, was du genommen,
Und dein Wagen ist dein Wert!"

Nun nahen auch die Dichter: Shakespeare, Lope de Vega, Klopstock, Dante, Tasso, um Beethoven zu begrüßen.

„Einer nur steht noch im weiten,
Wartet, bis die Flut verrinnt;
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig sonst und hochgesinnt.
Byron ist's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit stolzem Blick,
Beut ihm schüttelnd dann die Rechte,
Wirft das Auge scheu zurück:
‚Bist du gerne im Gedränge?
Magst du gern bei vielen stehn?
Sieh dort dunkle Buchengänge,
Laß uns miteinander gehn!'"

Deutlich genug zeigt dieses Gedicht, wie tief Grillparzer das Wesen Beethovens begriffen hat.

Dasselbe Jahr, in dem die wenig geglückte Melusine entstand, brachte auch ein Meisterwerk, das erste vaterländische Drama des Dichters: „Ottokars Glück und Ende".

Es ist kein Zweifel, daß die entscheidende Anregung hierzu von Josef von Hormayr ausgegangen ist. Grillparzer zählte zwar keineswegs zu seinen Freunden, im Gegenteile, er sprach sich sehr abfällig über ihn aus und schalt ihn eigensüchtig, klatschend, charakterlos, ein chamäleontisches Zwitterding. Aber der werbenden Kraft dieses rastlos tätigen Mannes konnte er sich nicht ent-

ziehen. Mit einem an Fanatismus grenzenden Eifer suchte Hormayr in seinen Zeit- und Landesgenossen, die noch nicht vergessen hatten, daß sie erst vor kurzem noch Bürger des heiligen römischen Reiches gewesen, das Gefühl für einen spezifisch österreichischen Patriotismus zu wecken. Das Mittel hierzu erblickte er vor allem in der Popularisierung der vaterländischen Geschichte durch Kunst und Dichtung, und mit einem geradezu staunenswerten Fleiße war er dafür publizistisch tätig. In seinem „Österreichischen Plutarch" und in dem „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" trug er ein schier endloses historisches Material zusammen, aus dem Poeten und Maler Anregungen für ihr Schaffen holen sollten. Das „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" war der Sammelpunkt für die Produktionen österreichischer Dichter und Geschichtsschreiber und unterstützte die Provinzialmuseen, die in fast allen Landeshauptstädten gegründet wurden. Hormayr versuchte sich auch als Dichter; seine beiden Dramen „Friedrich von Österreich" und „Leopold der Schöne" wurden zwar im Burgtheater aufgeführt, waren aber ohne jeden poetischen Gehalt. Er selbst fällte über sie ein sehr bescheidenes Urteil. Was er so eifrig mit der Feder verfocht, das suchte er auch im persönlichen Umgange zu fördern. Besonders der Salon der Karoline Pichler bot ihm Gelegenheit hierzu. In Matthäus Collin, dem Erzieher des Herzogs von Reichstadt, fand er einen willkommenen Bundesgenossen.

Seltsam genug bereitete man ihm „von oben herab" allerhand Schwierigkeiten. Die jämmerliche Zensur suchte ihm sein Wirken bisweilen recht sauer zu machen. Ein harmloser Aufsatz über Philippine Welser wurde so beurteilt, „als handelte es sich jetzt noch darum, jene Mißheirat zu unterdrücken". Dazu kam, daß auch die Ge-

selligkeit unter dem Polizeisystem schwer zu leiden hatte. Das Naderertum drängte sich überall ein. „Man unterdrückt," schreibt Karoline Pichler an Streckfuß, „seine Gedanken, weil man nicht weiß, wer da vielleicht aufhorcht und beobachtet, und viele Menschen, besonders Männer, meiden deswegen die gemischten Gesellschaften, bleiben zu Hause, gehen ins Theater oder spielen Karten." Niemand war von vornherein unverdächtig, auch nicht der Bestgesinnte, wenn er nicht etwa selbst zur Zunft der Spitzel gehörte. Hormayr fühlte sich immer unbehaglicher, sein allerdings maßloser Ehrgeiz fand sich verletzt, und als ihm endlich die unverdiente Kränkung widerfuhr, daß er wegen eines ganz nichtigen Anlasses verhaftet und durch längere Zeit rücksichtslos interniert wurde, da beschloß er, Österreich zu verlassen. Am Münchener Hofe fand er bereitwillige Aufnahme, und von dort aus richtete er nun bissige Angriffe gegen seine Heimat, für deren Ruhm er einst so viel getan.

Seinem Werben war es in der Tat gelungen, daß sich die bildende Kunst in Österreich heimischen Stoffen zuzuwenden begann. „Krafft schuf seine Schlachten- und Landwehrbilder, Petter vertiefte sich in das Leben Max I., Perger in die Zeit der Babenberger. Am tätigsten aber unter allen Künstlern war der Kammermaler des Erzherzogs Johann, Karl Ruß, den Hormayr unverdrossen zu geschichtlichen Darstellungen ermunterte." (Glossy.) Weniger glückte es mit der heimischen Dichtung, und das Archiv ebnete auf diesem Gebiete recht eigentlich der Mittelmäßigkeit die Wege.

Erst Grillparzer sollte meisterlich verkörpern, was Hormayr, diesem Pionier der Heimatskunst, als Ideal vorschwebte. Seine ganze Anlage verwies ihn ja auf das historische Drama. „Der Geschichtsschreiber weiß

wenig, der Dichter muß alles wissen," sagt er in seiner Selbstbiographie. Das ist in der Tat der springende Punkt. Gerade diese lebendige Kenntnis der Geschichte besaß aber Grillparzer im höchsten Maße, die seltene Gabe, zu sehen und zu wissen, wo andere nur forschen. Auch die Lust, Geschichtliches dramatisch zu gestalten, war ihm, wie wir wissen, schon früh erwacht; an wie vielen Stoffen hatte er sich nicht schon versucht, freilich ohne bisher einen zu bewältigen.

Dennoch zögerte er, als ihn Ottokar zu locken begann. Er hatte alle möglichen Bedenken gegen die Form des historischen Dramas. Aber immer von neuem reizte ihn die Gestalt des Böhmenkönigs, in der er so manche Züge des großen Korsen wiederzufinden glaubte. Langwierige Studien begannen. Grillparzer suchte sich das historische Material bis in seine Einzelheiten anzueignen; besonders vertiefte er sich in die Reimchronik Ottokars von Horreck und lernte zu diesem Zwecke Mittelhochdeutsch. Daneben verschlang er alles, was er von und über Napoleon zu lesen bekam. Zunächst versuchte er, die Gründung der habsburgischen Monarchie episch zu behandeln, aber er brach den Versuch bald ab. Der Dramatiker in ihm wollte sein Recht haben, und das prophetische Gefühl des Gelingens überwand alle Bedenken. Im September 1823 wurde die Tragödie von Ottokars Glück und Ende niedergeschrieben.

Grillparzer übergab das Drama seinem Freunde Schreyvogel, der davon entzückt war. Es wurde der Zensur eingereicht, stieß aber hier auf Schwierigkeiten. Uns mag dies wunderlich vorkommen, Eingeweihte haben es aber vorausgesehen. Schreyvogel wenigstens gab das Stück mit einer Einbegleitung ein, in der er darauf hinwies, die Scheidung Ottokars von seiner ersten Ge-

mahlin könnte zu unliebsamen Vergleichungen mit Zeitereignissen keinen Anlaß geben, auch seien die Beziehungen auf Napoleons Charakter und Schicksale durchaus unbedenklich. Die Zensur war aber anderer Meinung, ja sie entdeckte noch einen gefährlichen Punkt: die angeblich ungünstige Schilderung der Tschechen. Es drangen denn zu Grillparzer Gerüchte, daß man das Stück verbieten wolle. Der Dichter richtete an den Polizeichef Sedlnitzky einen energischen Brief. „Ich bitte Eure Exzellenz,“ schreibt er, „ehe Sie etwa ungünstig entscheiden, den vollen Umfang dessen zu überblicken, was Sie zerstören und wie sehr Sie entmutigen.“ Er habe sich nie mit Tagesschriftstellerei bemengt, und den reichlichen Gewinn, den sie abwerfe, verächtlich von sich gewiesen. Für seine weitaussehenden Werke jedoch habe er von der Anerkennung seines Vaterlandes den gebührenden Lohn erwartet. „Ich habe ein Recht auf Berücksichtigung von seiten der Zensur. Wenn E. E. meinen Ottokar verbieten, rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeiten, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich und in mir vielleicht eine Reihe aufkeimender Talente, die mein Beispiel sich zur Warnung nehmen und sich zur Gemeinheit der Journale oder der Posse der Leopoldstädter Bühne flüchten werden, von denen mich enthalten zu haben, an mir so hart bestraft wird.“ Der Brief fruchtete nichts. Die Zensurbehörde verwies den Dichter an die Staatskanzlei. Grillparzer begab sich zu Gentz, der ihn im Bette, umgeben von wahrhaft sybaritischem Luxus, empfing und eine ausweichende Antwort gab. In seinem Tagebuche findet sich die Bemerkung, daß er „Ottokar“ mit Unwillen gelesen habe, und es scheint, als sei er nicht ganz ohne Einfluß auf die Ablehnung des Stückes gewesen, wie man denn

überhaupt in der Staatskanzlei, durch die beginnende Nationalitätenbewegung ängstlich gemacht, historische Darstellungen nicht gerne sah. Grillparzer war ohnmächtig; er ahnte nicht, daß mittlerweile ein Höherer eingegriffen hatte: der Kaiser selbst. Er hatte die Zensur aufgefordert, ihm die Gründe der Ablehnung bekannt zu geben. Graf Sedlnitzky beeilte sich, dem Gebote nachzukommen, und verwies darauf, daß der Autor des Stückes derselbe Grillparzer sei, der 1819 wegen seines Gedichtes „Campo vaccino" einen strengen Verweis erhalten habe. Er hielt damit die Sache für erledigt, zumal sich der Monarch sonst nie um derlei Angelegenheiten kümmerte. Aber der Kaiser war nicht zufrieden; er gab den Bericht einem Manne seines persönlichen Vertrauens, dem Leibarzte, Staats- und Konferenzrate Andreas Josef Freiherrn von Stifft, zur Überprüfung. Dieser redliche und wohlunterrichtete Mann las das Drama aufmerksam und fällte darüber ein sehr verständiges Urteil. Punkt für Punkt entkräftete er die Bedenken der Zensur, stellte sie als geradezu lächerlich hin und befürwortete die Aufführung auf das wärmste. Dennoch zögerte nun Kaiser Franz, und es verstrich eine lange Zeit. Endlich griff die Kaiserin Karolina Augusta ein und veranlaßte ihren Gemahl, gegen die Zensur den Befehl zur Aufführung zu geben. Am 19. Februar 1825 fand diese statt.

Der Erfolg war tumultuarisch, aber er galt mehr der Sensation, als der Dichtung. Lokalpatriotismus und die Sucht, in den Gestalten des Dramas Beziehungen auf Persönlichkeiten des Tages zu wittern, hatten zu gleichen Teilen daran mitgewirkt. Grillparzer hörte den falschen Ton aus dem Beifall heraus und fühlte sich angewidert. Die Kritik lobte, aber ohne Kenntnis und Einsicht; daß Hormayr sehr erfreut war, verstand sich von selbst. Grill-

parzers eifrigste Bewunderer aber wichen ihm aus; Ottokar hatte sie, die noch von der klassischen Schönheit einer „Sappho" erfüllt waren, befremdet. Auch der äußere Erfolg des ersten Abends sollte nicht vorhalten. Fatale Zufälligkeiten, wie die Erkrankung Anschütz', der den Ottokar gab, wurden hinderlich. Ein obskurer, aber durch seine Frechheit wohlbemerkter Journalist warf, wie es scheint, auf einen Wink der Staatskanzlei, im „Sammler" dem Stücke Beschimpfung der Tschechen, grobe Unsittlichkeit, Respektlosigkeit gegen Kaiser und König vor. Der Staatsminister Graf Kolowrat und Graf Czernin, Böhmen von Geburt, waren gegen das Stück eingenommen und beeinflußten die Stimmung der vornehmen Kreise, in denen Grillparzer ohnedies wenig Freunde zählte. Wütend erhob sich die tschechische Nation, die in dem Drama sehr mit Unrecht eine Verunglimpfung ihrer nationalen Gefühle erblickte, und von tschechischen Studenten gingen Grillparzer wüste Schimpf- und Drohbriefe zu. So wurde denn das Stück abgesetzt.

In „Ottokars Glück und Ende" hat Grillparzer erreicht, wonach er im „Goldenen Vlies" bewußt, aber nicht mit vollem Erfolge gerungen: romantische Beseelung der strengen klassischen Form. Seit Götz bestand in Deutschland eine große Vorliebe für das ritterliche Drama, allein die Auflösung der Handlung in ein Bündel von Genreszenen, die schon an dem Musterstücke Bedenken erregen mußte, wurde für die weniger begabten Nachahmer verhängnisvoll. Schiller dagegen hat wohl die Form des historischen Dramas unübertrefflich gemeistert, aber diese Form zerstörte den intimen Reiz des Details. Grillparzer zum erstenmal hat beides vereinigt. In der Konzentration des weitverzweigten Stoffes hat er wahrhaft Großes geleistet. Das gelang ihm vor allem durch

die starke Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen Ottokar und Rudolf: dort der geniale Mensch, dessen kühnste Pläne ein zweifelhaftes Wagen sind, weil er nur seinem Ich fröhnt, hier der schlichte, bescheidene, weit weniger begabte Mann, der aber in all seinem Tun von einer großartigen Sicherheit geleitet wird, weil er immer nur der Allgemeinheit, der Pflicht dienen will. Hier zeigt sich's, nebenbei bemerkt, deutlich, wo die Quelle der Weltflucht Grillparzers zu suchen ist. Einem tatenreichen Leben ist er keineswegs abhold, doch muß es an eine große Aufgabe gesetzt werden; wo hätte er aber die in dem Österreich seiner Zeit gefunden?

Innerhalb der streng geschlossenen Form des Ottokar-Dramas flutet ein reich bewegtes Leben; immer behält die einzelne Szene ihr Recht, und diese Szenen schließen sich scheinbar zufällig zum Ganzen; nirgends sieht man das kunstvolle Gebälke. Welche Fülle von Charakteren offenbart sich vor uns! Jeder lebt sein eigenes Leben, aus sich, aus seinen Verhältnissen heraus natürlich gewachsen, nicht von der Hand des Dichters zu einem bestimmten Zwecke gelenkt. Welche unerschöpfliche Menge feinster Züge reizt uns! Das Zarteste steht neben dem Kühnsten, jedes an der rechten Stelle, scheinbar bunt und doch voll geheimer Absicht, gerade wie im wirklichen Leben. Im „Ottokar" gewinnt Grillparzer auch seine volle Herrschaft über den Dialog. Der lyrische Schwung seiner früheren Tragödien ist aufgegeben, er weicht einer kurzen, bezeichnenden Wechselrede. Dem Dichter ist das Wort zu einem Spiegel der Persönlichkeit geworden; im „Goldenen Vlies" hat er zwei verschiedene Welten durch verschiedenen Rhythmus charakterisiert, im „Ottokar" redet jede Person ihre eigene Sprache. Während ihm vorher nach Goetheschem Vorbilde das Wort die Haupt-

sache war, das von Mienenspiel und Geberden nur begleitet wurde, schmilzt ihm nun Wort und Geberde zu einem untrennbaren Ganzen zusammen. Aktion ist alles, Wort und Geberde haben ihr zu dienen.

Wohl kam es dabei dem Dichter zu statten, daß er mit seinem Stück auf heimischem Boden blieb. Der Schauplatz der Begebenheiten war ihm genau bekannt, Denken und Fühlen der Personen, ihre Art, sich zu geben und zu sprechen, war ihm geläufig, und die innige, heiße Liebe zur Heimat gab der Dichtung etwas herzlich Anmutendes und Trauliches. Mundartliche Wendungen flossen in die Rede mit ein, eigensinnige Verletzungen des Schriftgebrauchs — Geringschätzung der Regel, wie sie Bach mit drohend erhobenem Finger, aber lächelnd an Beethoven rügt. Allein wer möchte diese Eigenheiten vermissen? Sie gehören zum Ganzen, sie machen das Bild erst vollständig, Grillparzers österreichisches Selbstbewußtsein spricht sich naiv in ihnen aus.

Den geistigen Mittelpunkt des Stückes bildet das herrliche Lob auf Österreich. Was Ottokar von Horneck zum Preise seiner Heimat sagt, das ist Wort für Wort Grillparzers eigene Gesinnung.

Furchtbarer als nach der Vollendung anderer Schöpfungen war der Rückschlag, der auf die Aufführung von „Ottokars Glück und Ende" folgte. Wohl nahm der Dichter sein Stück gegen boshafte Anfeindungen in Schutz, und mit bissigem Spott persiflierte er in den „Kritischen Briefen" die Urteile der Zeitgenossen, ihr Lob und ihren Tadel in gleicher Weise als verlogen abweisend. Aber in seinem Innersten war er nur zu geneigt, die Ursachen für den Mangel an Erfolg im Stücke selbst zu suchen. Tiefe Niedergeschlagenheit überkam ihn. Da seine besten Absichten schmählich verkannt waren, sah er mutlos in

die Zukunft, eine förmliche Auflösung der Kräfte war die Folge. Untätig brütete er vor sich hin. Er vermochte nicht, sich zur Arbeit zu zwingen, und wenn es je einmal gelang, so faßte ihn augenblicks ein tiefer Ekel vor dem Ausgeführten. Ein wahres Grauen vor Feder und Tinte befiel ihn. „Ein Brief, den ich empfangen, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Tasche, ich lasse ihn von anderen lesen, an Antwort ist nicht zu denken.“ Er, für den die reifsten Früchte in der Einsamkeit reiften, der die Sammlung eine Götterbraut und Mutter alles Großen nannte, ergab sich nun, nur um vor sich selbst zu fliehen, der Zerstreuung, dem flachen Spaß in einer Gesellschaft, die seiner keineswegs würdig war. „Ich will die Gemeinheit abhalten,“ gelobte er sich angstvoll, „wie ein Gestrandeter das Wasser von seinem lecken Schiffe, solange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann spült mich fort, brausende Wellen, mein Tagwerk ist getan! So viel ist gewiß: ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen nach.“ So, bis zu Selbstmordgedanken steigerte sich seine Qual, und in sein Tagebuch schreibt er die furchtbaren Verse:

„Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.“

Mißhelligkeiten halb lächerlicher, halb schmählicher Art kamen hinzu, um ihm seinen Zustand immer unleidlicher zu machen. Im Winter 1825 wurde er in eine alberne Polizeiaffäre verstrickt. Daffinger hatte sich —

im Gasthause zum Erzherzog Karl — angeblich eine Beschimpfung der Militärpolizeiwache zu schulden kommen lassen und wurde deshalb zu dreitägigem Arrest verurteilt. Grillparzer, der in Begleitung Daffingers war, soll dessen „freche Äußerungen“ beifällig aufgenommen, ja selbst „schlechte Gesinnungen ausgesprochen“ haben. Ihm wurde daher von der Polizeidirektion bedeutet, „daß wenn noch einmal eine, wie immer geartete ähnliche Klage gegen ihn zur Sprache kommen sollte, man ohne Schonung den Herrn Finanzminister davon unterrichten und auf ein so ahndungswürdiges, bei einem k. k. Beamten doppelt sträfliches Benehmen aufmerksam machen werde“. Schon im April 1826 sollte er abermals mit der Polizei zu tun bekommen. Er war kurz vorher der „Ludlamshöhle“ beigetreten, einer Gesellschaft von Schriftstellern, Künstlern und Geschäftsleuten, die sich im Haidvogelschen Gasthause in dem Schlossergäßchen zu versammeln pflegte. An diesen Abenden huldigte man ausgelassener Lustigkeit, parodistischer Unsinn bildete den Grundton der Unterhaltung, mancher allzu derbe Spaß wurde gewagt; es war dies eben jene Gesellschaft, deren banale Fröhlichkeit Grillparzer mit solchem Grauen vor sich selbst als die einzige Rettung aus seiner Schwermut empfand. Hofrat Persa von der Polizei, der die Furcht des Kaisers Franz vor allem Geheimen kannte, beschloß, um sich lieb Kind zu machen, die Ludlamshöhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. In der Nacht vom 26. zum 27. April wurde das Lokal der Ludlam gewaltsam geöffnet und alle Schriften in Beschlag genommen. Noch in derselben Nacht drang man in die Wohnungen der Mitglieder ein, hielt peinliche Haussuchung und diktierte ihnen Hausarrest; die Untersuchung wegen Teilnahme an einer staatsgefährlichen Verbindung

wurde eingeleitet. Am schlimmsten kamen dabei Grillparzer, Zedlitz und Castelli weg. In der Tat endete die Sache auch mit einer Verurteilung, doch die Oberbehörde hob das Urteil auf. Immerhin blieb auf dem ohnedies nicht gut angeschriebenen Grillparzer ein fataler Makel kleben; sein Anerbieten, in amtlicher Eigenschaft nach Brüssel zu reisen, um Staatspapiere dahin zu überbringen, wurde von dem Finanzminister Grafen Nadásdy abgewiesen, weil er Mitglied der Ludlamshöhle gewesen sei.

Kurz vorher war ihm ein anderes Mißgeschick begegnet. Auf die Genesung Kaiser Franzens aus schwerer Krankheit hatte er ein Gedicht „Vision" verfaßt — ein Poem, das von Loyalität förmlich troff. Es war dies das einzige Mal, daß Grillparzer, der ehrliche, den Versuch machte, zu liebedienern, um „gegen die Bestrebungen jener Hunde, die jeden meiner Schritte belauern und mich über kurz oder lang doch unterbringen werden", einen Schutz zu finden. Das Gedicht wurde in der „Wiener Zeitschrift" veröffentlicht. Grillparzer mußte aber bald erfahren, daß es die Kaiserin zum höchsten Zorne gereizt habe, „weil darin von zwei Frauen die Rede ist, die am Bette des Kaisers sitzen, indes sie nur allein wirklich bei ihm gewacht habe". Ärgerlich ruft er aus: „O Poesie, wo bist du? Und o Land, wo bist du, wo sie gedeiht und wo man sie erträgt?!"

Zu alledem gesellten sich noch die schmerzlichen Verwicklungen mit Kati — kurz, ihm wurde der Boden unter den Füßen zu heiß, und er beschloß, in einer Reise nach Deutschland Erholung zu suchen. Dabei verfolgte er wohl auch die Absicht, den Boden draußen zu sondieren; er spielte mit dem Gedanken an die Auswanderung, ernst war es ihm wohl nie damit. Ihm ging es mit Österreich, wie es seiner Kati mit ihm ergangen war: sein Vaterland

mochte ihn behandeln, wie es wollte, er konnte es nicht vergessen und nicht missen, denn alles, was gut an ihm war, verdankte er der Heimat.

Im Herbst 1826 brach er auf und fuhr über Prag zunächst nach Dresden. Von Prag war er entzückt; in einem Brief an Kati gestand er, daß außer Venedig noch keine Stadt einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dresden dagegen und dessen Bewohner mißfielen ihm derart, daß er überlegte, ob es nicht das gescheiteste wäre, gleich wieder umzukehren. Einen liebenswürdigen Mann lernte er in Böttiger, dem Oberaufseher der Königlichen Kunstsammlungen, kennen. Dieser Gelehrte, mit dem Grillparzer vor Jahren etliche Briefe gewechselt hatte, kam ihm in ehrlicher Bewunderung entgegen, wie er denn seinerzeit auch viel für die Verbreitung der „Ahnfrau" und „Sappho" auf deutschen Bühnen getan hatte. Tieck nahm den österreichischen Dichter mit gebührender Höflichkeit auf und ließ sich vor ihm als Rezitator hören; Grillparzer spricht mit Anerkennung davon, beharrt aber im übrigen auf seinem strengen Urteil über Tieck: er habe mit Jean Paul zur Verlotterung der deutschen Dichtung beigetragen. Mit größtem Eifer studierte er die Galerien, über die Eindrücke, die er dort empfangen, äußerte er sich jedoch nicht ausführlich. In wahre Begeisterung setzte ihn Adrian van der Werffs „Verstoßung der Hagar". Vor allem rühmte er die Wahrheit der Komposition. „Das Gesicht Hagars ist abgewendet, und doch liest man den ganzen Gehalt des Augenblicks in jeder der reizenden Wendungen des Halses, des Kopfes." Sie scheine ängstlich zu lauern, ob nicht irgend eine Bewegung Abrahams andeuten werde, daß ihm der grausame Ausspruch nicht von Herzen komme. „Und Abraham hat wirklich so viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden

Hände hat so viel Entschuldigendes, daß ohne die lauernde Sarah die Szene wohl eine andere Wendung nähme." Man sieht: es ist ein Dramatiker, der so über das Bild urteilt. Der Eindruck, den van der Werff auf Grillparzer machte, wurde übrigens durch die Werke der Italiener, besonders durch die Gemälde Correggios verdunkelt. Hoch über alle andern aber stellte der Dichter Raffael. „Was ist da viel zu sagen!" ruft er vor der Madonna aus. „Die übrigen Bilder und Maler sind unter sich der Stufe nach verschieden, Raffael der Gattung nach."

Von Dresden reiste Grillparzer ohne längeren Aufenthalt unterwegs nach Berlin. Hier gefiel es ihm ganz gegen Erwarten wohl. Er rühmte die Liebenswürdigkeit der Berliner und fühlte sich von dem ungezwungenen Ton der Unterhaltung freundlich angemutet. Nur der Bildungsdrill, der das Urteil aller so verzweifelt gleich mache, war ihm zuwider, und zuweilen sehnte er sich nach der naiven Unbildung seiner Wiener zurück. Die Herzlichkeit, mit der die literarischen Kreise Berlins ihn aufnahmen, erfreute ihn sehr und stimmte ihn mild, fast fröhlich. So ließ er selbst Fouqué gelten, dessen hyperromantisch verschrobene Werke ihm doch sonst nicht gerade großen Respekt einflößten. Anregende Stunden verbrachte er mit Chamisso, an dem ihn nur die langen Haare ärgerten, mit Varnhagen, den Sängerinnen Seidler und Sontag, von denen ihn besonders die letztere durch ihre Anmut fesselte, und mit dem genialen Ludwig Devrient. Auch mit Hegel kam er in Berührung. Die beiden Männer hatten in der schlichten Geradheit ihrer Natur manches Verwandte. Hegel nahm großes Interesse am „Goldenen Vlies", Grillparzer dagegen kannte die Werke des Philosophen gar nicht. Er scheint sich übrigens mit

ihm recht wohl unterhalten zu haben. „Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und rekonziliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe,“ sagt er in der Selbstbiographie. Wahrhaft bezaubert war er von der Rahel, und die reizvolle Art, wie diese keineswegs schöne Frau zu plaudern verstand, versetzte ihn in eine förmliche Trunkenheit.

Das eigentliche Ziel seiner Reise war Weimar. Am 28. September kam er dort an. Sofort schickte er seine Karte zu Goethe und ließ fragen, wann er seine Aufwartung machen dürfe; er wurde für den Abend beschieden. Als er in Goethes Hause vorsprach, fand er eine große Gesellschaft vor; der Herr Geheimrat war noch unsichtbar, erschien aber bald: „schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung — wie ein Audienz gebender Monarch“. Grillparzer war tief enttäuscht. Er hatte den großen, über alles verehrten Dichter zu sehen gehofft, und der Minister eines kleinen Staates war ihm entgegengetreten.

Mißmutig erwog er des nächsten Tages eine schleunige Abreise, als ihm ein Diener eine Karte Goethes mit der Einladung zum Mittagsmahl überbrachte. Natürlich blieb er nun und hatte es nicht zu bereuen. Goethe empfing ihn diesmal so liebenswürdig und warm, als er das erstemal steif und kalt gewesen war. „Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen,“ bekennt Grillparzer. „Als es zu Tische ging, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um

meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Er wandte sich aber auch oft einzeln an mich. Was er aber sprach, außer einem Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr."

Goethe hatte die Gewohnheit, alle Besucher, die sein Interesse erregten, durch einen Zeichner, namens Schmeller, porträtieren zu lassen; er forderte denn auch Grillparzer zu einer Sitzung auf. Als dieser, dem Wunsche bereitwillig folgend, des nächsten Morgens kam, traf er den Altmeister in seinem Hausgärtchen auf und ab gehend. Die vornehme Steifheit, die beim ersten, feierlichen Empfange so ferngehalten hatte, war einer bequemen Lässigkeit gewichen, und ein leichtes Vorneigen von Kopf und Nacken verriet die Last des Alters. Goethe war mit einem langen Hausrocke bekleidet, ein Schirmkäppchen bedeckte das Haupt mit den silberweißen Locken, und seine Erscheinung hatte etwas unendlich Rührendes. „Er sah halb wie ein König aus, halb wie ein Vater", war sehr aufgeräumt und gesprächig, zeigte Grillparzer mit Stolz Byrons Briefe, und alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit dem österreichischen Kaiserpaare bezog, kurz er erwies sich so gütig und liebevoll, daß dem Wiener Poeten das Herz aufging.

Um so sonderbarer muß es scheinen, daß Grillparzer einen Wink des Kanzlers Müller, Goethe gegen Abend zu besuchen — er werde ihn allein finden und gewiß herzlich willkommen sein —, nach vielem Schwanken unbeachtet ließ. Aber es überfiel ihn eine förmliche Angst, dem Manne, der ihm wie einer der Überirdischen erschien, allein unter die Augen zu treten; unendlich klein und un-

bedeutend kam er sich ihm gegenüber vor, nichtssagend alles, was er etwa vorbringen könnte, und er fürchtete, den Meister auf das tödlichste zu langweilen. So ungeschickt dies auch von Grillparzer war, die tiefe Bescheidenheit und Verehrung, die er allem Großen und Echten entgegenbrachte, konnte sich nicht deutlicher offenbaren. Goethe scheint übrigens ein wenig verdrossen gewesen zu sein; denn beim Abschiede benahm er sich zwar freundlich, aber doch merkbar kälter als vorher.

Trotz alledem scheint er von dem Wiener Gast im ganzen einen günstigen Eindruck empfangen zu haben; wenigstens schreibt der geheime Regierungsrat Peucer an Böttiger, Grillparzer habe Goethen ungemein gefallen. Der Altmeister selbst urteilt freilich etwas zurückhaltender. „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann," berichtet er an Zelter. „Ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie weit es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich." Ob er Grillparzers Dramen gekannt, ist fraglich; in den Aufzeichnungen über seine Lektüre sind sie nicht erwähnt, und Laube meint, er sei einzig von Zelter unterrichtet gewesen. In dem Urteile dieses Biedern ist aber der Wiener Dichter übel genug weggekommen. Zelter fand die Ahnfrau zwar „nicht so ekelhaft, wie den säuischen 24. Februar", aber doch miserabel genug; die „Sappho" sei ohne Halt, die Personen in diesem Drama zahm bis zur Grausamkeit gegen das Publikum; die „Medea" nennt er mehr schlimm als schlecht und versichert, Schauspieler und Zuschauer seien weggegangen wie gebissene Hunde. Demgegenüber muß man sich daran erinnern, daß Goethe nach Grillparzers eigener Erzählung der Sappho Er-

wähnung tat, „die er zu billigen schien". Das sieht nicht danach aus, als ob er von Zelters Urteil wäre beeinflußt worden; es läßt vielmehr vermuten, daß er über das Drama aus eigener Kenntnis gesprochen habe. Seine vorsichtige Zurückhaltung in der Abschätzung von Grillparzers poetischen Fähigkeiten wird man aber begreifen, wenn man bedenkt, welche Kluft ihn, den Olympier, von dem leidenschaftlich befangenen und stürmischen Verfasser der „Ahnfrau" und des „Goldenen Vlieses" trennte.

In Weimar tat man übrigens alles, um dem Gaste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der Großherzog empfing ihn schlicht und natürlich, wie es seine Art war, und unterhielt sich mit ihm über österreichische Zustände, die Notabilitäten begegneten ihm mit Herzlichkeit und Auszeichnung, ja man ließ sogar den Wunsch durchschimmern, ihn für das Weimarer Theater zu gewinnen, wozu er freilich keine große Lust verspürte. Besonders glücklich war der vortreffliche Hummel, großherzoglicher Kapellmeister, der, selbst ein geborener Wiener, von den Ehren, die man seinem Landsmanne erwies, bis zu Tränen gerührt wurde, und außerdem sich närrisch darüber freute, wieder einmal die heimische Mundart sprechen zu hören. Am Tage von Grillparzers Abreise veranstaltete man ihm zu Ehren im Schießhause ein großes Festessen; der Regierungsrat Peucer besang dabei den Scheidenden in Versen, deren Klang deutlich an den genius loci gemahnte:

Hast gesehen, hast empfunden
Meisters Huld und Sachsen-Weise.
Leichtbeschwingte, goldne Stunden,
Folget ihm zur Heimatreise!

Gerührt schied Grillparzer, aber schon trieb ihn die Sehnsucht mächtig der Heimat zu. Unterwegs hielt er sich

nur noch in München auf. Hier lernte er Cornelius kennen, „den einzigen Maler, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand", und den Minister Schenk, den er einen liebenswürdigen und poetisch begabten Mann nennt, worin ihm die Folge allerdings nicht recht gegeben hat.

Wesentlich gekräftigt und mutvoller kehrte Grillparzer nach Wien zurück. Frische Arbeitslust regte sich wieder in ihm. Mancherlei Stoffe, die schon vordem erwogen und halb durchdacht waren, lagen vor, darunter einer aus der ungarischen Geschichte. Grillparzer hatte ihn auf eine besondere Veranlassung hin hervorgesucht. Als nämlich die Kaiserin Karolina Augusta zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, hatte man ihn aufgefordert, ein Drama zu schreiben, das bei den Feierlichkeiten in Preßburg aufgeführt werden könnte. Bereitwillig hatte Grillparzer zugesagt und sich nach etlichem Suchen für die Sage vom Palatin Bancbanus entschieden; aber hunderterlei Bedenken hemmten die Arbeit, und so ging die Krönung (25. September 1825) vorüber, ohne daß Grillparzer sein Drama beigesteuert hätte. Jetzt lockte der Stoff von neuem, Grillparzer ging an die Arbeit und vollendete rasch das Werk. Allerdings „bestand Schreyvogel darauf, daß ihm das Stück nicht gefalle", und Grillparzer, leicht geneigt, jedem Tadel aus dem Munde eines Verständigen recht zu geben, war entmutigt. Noch vor der Aufführung fühlte er Kraft und Widerstand versiegen. „Mein Herz ist betrübt bis in den Tod."

An Kühnheit der Charakteristik überbot „Ein treuer Diener seines Herrn" noch die Ottokar-Tragödie. Das scheinbar Zufällige eines Charakters in seinem ursächlichen Zusammenhange aufzugreifen, die Kongruenz des scheinbar Inkongruenten ahnen zu lassen,

eine Kunst, die nur den größten Meistern glückt, sie ist hier Grillparzer vor allem in der Zeichnung der Hauptfigur gelungen. Sein Bancban ist durchaus keine glänzende Gestalt; ein deutlich hervortretender Zug von Pedanterie befremdet und wurde vielfach gerügt; auch sein spießbürgerlicher Humor, der ihn um jede Feierlichkeit bringt, wurde angefochten, seine Gleichgültigkeit gegen die schwere Kränkung seiner Familienehre scharf getadelt. Man hätte den Mann, in dem sich ein ehernes Pflichtgefühl verkörpert, geistig bedeutender, größer, schwungvoller gewünscht. Aber Grillparzer schöpfte aus dem Leben. Er zeichnete den Untertanen, dessen aufopfernde Treue eben nur aus einer Beschränkung seiner eigenen Persönlichkeit erwachsen kann. Eine gewisse Kleinlichkeit, nicht des Erkennens, wohl aber des Urteils und Begehrens, ist von dem Manne gar nicht wegzudenken, der als Dienender eine aufgetragene Pflicht bis zum äußersten erfüllen soll. Der Freie hat nur sein Gewissen zu befragen, der Dienende verletzt, indem er seinem Auftrage untreu wird, zugleich auch das Recht; denn die Grundlage alles Rechtes ist der Verlaß auf das gegebene Wort. Bancban gehört zu jenen Naturen, die nur einem einzigen Gedanken zu leben vermögen, diesem aber mit allen Kräften leben. Gleichgültig, unempfindlich, unmännlich ist er nicht, tieferschüttert sieht er sein Teuerstes in Gefahr, sieht es vernichtet, aber er kann nicht helfen, nicht rächen, denn es geht um ein Höheres als um sein Glück: um seine Pflicht. Auch ist es nicht servile Unterwürfigkeit, was sein Handeln bestimmt — am Schlusse tritt er dem Könige mit einem Freimut gegenüber, zu dem nicht jeder den Mut fände —, allein es gilt das, was ihm der Inbegriff aller Ehre ist: die Treue am Wort. Wäre sein Umblick freier, sein Empfinden nur um ein kleines

weniger beschränkt, er vermöchte bei allem Pflichtbewußtsein unter den entsetzlichen Qualen sein Wort nicht zu halten. Auch ein Mann der Tat muß er sein, nicht gewöhnt, Betrachtungen anzustellen, obschon klug in seinen Grenzen, und ein naiver Glaube an den Sieg des Rechttuns muß ihm innewohnen: daher sein Humor, der sich bisweilen so hausväterlich philisterhaft anläßt. Im Grunde i st ja Bancban auch ein Philister, aber gerade aus dieser Beschränkung seiner Natur erwächst seine eigentümliche Größe.

Recht sein Widerspiel in allem und jedem erblicken wir in dem Grafen von Meran. Dort der Mann, der innerlich durch seine Natur, äußerlich durch seine Stellung gebunden ist; hier ein zügelloser Mensch, ohne Gesetz über sich, ohne Gesetz in sich. Aber während der Gebundene das Beste seines Ichs aus allen Anfeindungen unbefleckt hervorträgt, wird die Kraft des Zügellosen jämmerlich zerbrochen. In der Zeichnung des Grafen von Meran ist Grillparzer bis an die Grenzen des Darstellbaren gegangen, und die Szene, in der sich der Graf voll unbefriedigter Liebesgier auf dem Boden wälzt, gehört zu dem Verfänglichsten und zugleich Größten, was der Kunst des Schauspielers je zugemutet worden ist. Über diesen seltsamen Charakter gibt Grillparzer selbst in einem Briefe an Julie Löwe, die Schwester des Darstellers, dem die Rolle des Grafen zugedacht war, die genauesten Aufschlüsse. Übermut aus zweifacher Quelle: als Prinz und als Liebling der Frauen, sei der Grundzug seines Wesens. „Er schätzt Erny gering wie alle Bewohner Ungarns, wie — alle Weiber. Als er statt Liebe Verachtung findet, bricht das Ungestüme seines Wesens mächtig hervor, und Wut, Trotz, Rachedurst, ja die Spuren einer durch den Widerstand erst mehr zum Bewußtsein kommenden

Neigung für die Widerstrebende versetzen ihn in jenen Zustand, in welchem wir ihn am Schlusse des zweiten, vornehmlich aber zu Anfang des dritten Aktes erblicken. In der darauffolgenden Szene mit Erny durchläuft er alle Tasten der Empfindung, durch die er Eindruck auf die Eingeschüchterte zu machen hofft. Trotz eines alle seine Reden begleitenden schadenfrohen Lauerns ist er in dieser Szene doch nur halb ein Heuchler." Da aber Erny beharrlich widersteht, „erwacht sein Grimm wieder, durch das demütigende Gefühl, wie viel er sich vergeben, auf das äußerste gereizt". Der durch ihn verschuldete Tod Ernys versetzt ihn in eine „dumpfe Abspannung, die notwendig eintritt, wenn im Zustande der höchsten Aufregung ein entsetzliches Ereignis, die den höchsten Grad der Steigerung bereits erreicht haben, von diesem Gipfel in den entgegengesetzten Zustand hinabwirft. Ein guter Mensch würde vielleicht wahnsinnig geworden sein. Otto wird stumpf, was jedoch einzelne Fieberanfälle von Schreck und Reue nicht ausschließt". Die Ereignisse am Schluß des vierten Aktes geben ihm die Besinnung wieder. „Im fünften Akte ist er zertreten, zerknirscht, aufs äußerste herabgekommen. Keine Spur von Irrsinn mehr. Letzteres ist der Schlüssel, die Grundbedingung für die Zulässigkeit des letzten Aktes. Wie könnte Bancbanus einem bösartigen Wahnsinnigen das Kind anvertrauen, und wenn er hundertmal der einzige Mensch in der Nähe und der nahe Verwandte des Kindes wäre?"

Um Bancban und den Grafen von Meran gruppieren sich die anderen Figuren des Stückes, vor allem die beiden Frauengestalten: Erny, gebunden wie ihr Gatte durch Anlage und Pflicht, die Königin, in dem Hochmut ihres Wesens eng ihrem Bruder verwandt.

Auch in dieses Stück hat Grillparzer allerlei Persön-

liches verwoben. Bei der Zeichnung der Königin schwebte ihm die Erinnerung an die stolze Gräfin Stadion vor, Erny aber scheint die Züge einer jungen Wiener Dame zu tragen, von der wir freilich nicht einmal den Namen wissen. Manches von dem eigensten Wesen des Dichters ist wohl auf Bancban übergegangen: das ängstliche Bestreben, jede wärmere Gefühlsregung tief in seinem Innern zu verschließen, der eiserne Wille, unter allen Umständen das Rechte zu tun, die Verehrung für das monarchische Prinzip, die Treue, die er unter Bitternissen aller Art seinem kaiserlichen Herrn unerschütterlich bewahrte, und nicht zuletzt auch ein Zug ins Philiströse, dem er in Zeiten der Abspannung nur zu leicht erlag. Aber auch der Graf Meran ist Blut von seinem Blute. Das zügellos Begehrende seiner Natur war in Grillparzer freilich niedergehalten, aber nur zu oft drohte es die Fesseln zu sprengen, und die bis zur Besinnungslosigkeit gehende Liebesraserei war dem Dichter, wie wir wissen, so wenig fremd wie dem Grafen.

Trotz dem ungünstigen Urteil Schreyvogels wurde die Bancban-Tragödie am 28. Februar 1828 im Burgtheater aufgeführt. Der Erfolg entschied für den Dichter; das Publikum, reiner gestimmt als dem Ottokar gegenüber, spendete reichlichen Beifall; die Kritik verhielt sich allerdings kühl. In den höchsten Kreisen aber erregte das Stück Anstoß. Man war der Ansicht, die Schilderung so übermenschlicher Untertanentreue müsse dem monarchischen Gedanken eher gefährlich als förderlich werden, zumal die Mitglieder der königlichen Familie in dem Drama nicht gerade schmeichelhaft behandelt wurden. Auch die Schilderung der Unbotmäßigkeit der Magyaren schien bedenklich, besonders mit Rücksicht auf die Gärung, die gerade damals in Ungarn zu merken war. So teilte

denn Graf Czernin am Tage nach der Aufführung dem Dichter mit, das Stück habe dem Kaiser so gut gefallen, daß er es allein zu besitzen wünsche und bereit sei, für den Entgang der Honorare jeden beliebigen Ersatz zu leisten.

Grillparzer war empört über diesen schmählichen Vorschlag. Ebenso klug als würdig wußte er der Intrigue zu begegnen, die auf die Unterdrückung seines Werkes ausging. Die große Sparsamkeit des Hofes kennend, nannte er eine verhältnismäßig hohe Summe — 3000 fl. K. M. — und fügte außerdem hinzu, er könne, da bereits Abschriften des Stückes existierten, nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß es nicht doch — ohne sein Wissen — verbreitet werde. Das tat denn auch seine Wirkung: auf Vorschlag Sedlnitzkys ließ der Kaiser die Absicht, das Stück zu kaufen, fallen.

In Grillparzers Seele aber blieb der Stachel zurück. Wieder waren seine besten Absichten verkannt worden, jede Regung seines Genius stieß „an den Plafond der Zensur". Er verzagte an seiner Zukunft. „Ich muß meinem Vaterlande Lebewohl sagen," ruft er schmerzlich aus, „oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen. Gott! Gott! wird es denn jedem so schwer gemacht, das zu sein, was er könnte und sollte?"



IX

Der Abschluß von Grillparzers öffentlichem Wirken

Aus Deutschland war Grillparzer mit dem festen Vorsatze heimgekehrt, sich aus seiner schwerblütigen Selbstquälerei aufzuraffen und ein frischeres, tätigeres Leben zu beginnen. Er gab sich denn auch alle Mühe, Wort zu halten, und der Verkehr mit begabten, hochstrebenden Männern, dem er sich wieder erschloß, besserte in der Tat seine Stimmung. Schubert und der Maler Schwind waren ihm schon von früher her willkommene Gefährten, nur sollte er sich freilich ihres Umgangs nicht lange zu erfreuen haben: das Jahr 1828 raffte Schubert dahin, und Schwind ging im selben Jahre nach München. Dafür fand er in Eduard von Bauer'nfeld erfreulichen Ersatz. Bauernfeld, dessen Ruhm damals noch ein schmächtiges Reislein war, blickte in heller Bewunderung zu dem an Jahren wie an Kunst überlegenen Manne auf. In Schickhs „Zeitschrift" veröffentlichte er 1827 ein Gedicht „An Grillparzer", worin er den Dichter bat, trotz aller Mißgunst, die ihn verfolge, mit den Gaben seiner Muse nicht zu kargen. Erfreut, fast geschmeichelt antwortete Grillparzer mit dem Gedichte „Rechtfertigung".

„Was schiltst du mich? Und wenn auch noch so leise,
Und wenn auch noch so schön in Ton und Wort,

Doch schiltst du mich und tadelst meine Gleise,
Und wünschest mich an einen andern Ort.
Allein zugleich so freundlich ist die Weise,
Daß sie den Geist mir zieht, den Willen fort.
Und was sonst lästig mir in Red' und Liedern,
Ich fühle mich gedrängt, dir zu erwidern.

Es rinnt der Bach, wie schlammig die Gestade,
Allein, der schöpft, prüft wohl, was er erhält;
Der Waldbaum streut den Samen auf die Pfade,
Der Ackersmann sucht ein gepflügtes Feld;
Der dunkle Trieb strebt, daß er sich entlade,
Ein zwingend Muß ist ihm als Ziel gestellt;
Der Menschengeist in sonnigern Bezirken
Will nicht nur tätig sein, er will bewirken.

Glaubst du, der Lieder Ahn, der Mäonide,
Er sang den Winden seine Rhythmen vor?
Der ihm zunächst kommt im erhabenen Liede,
Sah still geneigt der Briten stolzes Ohr;
Und Tasson, Goethen, wenn vom Schaffen müde,
Hört' zu Amalia, lauscht' Leonor'.
Die Welt ist da, weil Menschen sind, die sehen;
Was niemand weiß, ist niemand auch geschehen.

Daran aber, daß sein Lied kläglich im Wind verhalle, sei vor allem „das Paar der Herben, Düstern" schuld, die beiden Brüder Schlegel, die, unfähig und eitel zugleich, mit ihrem kritischen Gegaukel den Sinn für echte Dichtung trübten.

So viel Berechtigung dieser grimmige Ausfall Grillparzers auch haben mochte, es verrät sich darin zuguterletzt doch nur das Bestreben, für das verhängnisvolle Versagen der eigenen Natur einen Sündenbock zu finden. Immerhin deutet gerade das — der Übergang von der Klage zur Anklage — auf ein gewisses Erstarken des

Selbstgefühls, und wenn irgend jemand, so war Bauernfeld dazu geschaffen, die günstige Stimmung zu fördern. Sein leichtblütiger Frohsinn erquickte, sein ungestümer Drang, nach außen zu wirken und zu erobern, riß mit sich fort. Der gemeinsame Haß aber gegen alles Niedrige und im Dunkeln Schleichende brachte die beiden Männer einander noch näher. Mit herzlicher Teilnahme begleitete Grillparzer die raschen Erfolge seines jüngeren Gefährten und half an dessen Lustspielen ratend, oft auch bessernd mit. Die Jahre freilich kühlten das Verhältnis merklich ab. Bauernfeld, leicht beweglich und hitzig, wie er war, ärgerte sich oft weidlich über das Schwerfällige, Eigensinnige und verletzend Schrullenhafte in Grillparzers Natur, und dieser hinwiederum fand sich mehr und mehr durch den „halb natürlichen, halb gemachten Leichtsinn" des Lustspieldichters entfremdet; freundliche Schätzung hat er ihm trotz alledem immer bewahrt.

Innerlich näher stand ihm ein anderer Wiener Dichter: Ferdinand Raimund. Schon hatte „Der Bauer als Millionär" das ungeheure Talent dieses schlichten Mannes geoffenbart, und das Jahr 1828 sollte sein Meisterstück bringen: „Alpenkönig und Menschenfeind". Grillparzer hat nie geleugnet und früh erkannt, was die Leopoldstädter Bühne für ihn selbst bedeutete; in der „Ahnfrau" und im „Goldenen Vlies" klingt die märchenfrohe Poesie des Vorstadttheaters, freilich unendlich veredelt, laut oder leise an, und das Schauspiel „Der Traum ein Leben", damals schon halb gestaltet, sollte sie zum Gipfel führen; Heimatluft aber durchweht alle seine Werke. In Raimund begrüßte er nun den Mann, der das wienerische Volksstück aus dem tiefen Schmutz zur Reinheit, aus der Burleske zum Humor, aus dem kläglichen Unsinn

zu wahrer Bedeutung emporhob. Himmelweit verschieden an Bildung und in ganz verschiedenen Sphären wirkend, waren sie doch eins in ihrem reinen Streben, und inmitten einer epigonenhaften Zeit, die, unfähig zu gestalten, körperlose Ideen für lebendigen Inhalt ausbot, hatten sie sich die naive Anschauungskraft echter Künstlernaturen bewahrt. Sie waren Zweige ein- und desselben Stammes.

Auch mit Zedlitz kam Grillparzer damals öfters in Berührung, aber bei aller Anerkennung verhielt er sich ihm gegenüber stets ziemlich kühl, ja später, als Zedlitz in die Dienste Metternichs trat, setzte es wohl gar bissige Epigramme wie z. B.

„Ein Adel mehr, um einen wen'ger wieder,
Was liegt nicht in der Möglichkeit Bereich!
Deinhardstein erhöht, Zedlitz erniedert,
So sind sie denn sich gleich."

Das hinderte den Dichter übrigens nicht, Zedlitzens „Waldfräulein", das von einer dummen Kritik schändlich behandelt worden war, eifrig in Schutz zu nehmen. Freilich ist diese Kritik Grillparzers, wie so vieles, was er für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, nicht erschienen.

Der Freundeskreis erweiterte sich allmählich. Friedrich Witthauer, ein kenntnisreicher und durchaus rechtschaffener Mann, seit 1835 Herausgeber der „Wiener Zeitschrift", der witzige, aber freilich seichte und liederliche Castelli, der hochgebildete Michael Enk aus Mölk, der feinsinnige, harmonisch abgeklärte Feuchtersleben u. a. schlossen sich an, und zu Beginn der dreißiger Jahre kam es zur Gründung eines förmlichen Klubs, der sich beim „Stern" auf der Brandstätte zu versammeln pflegte. In Kaltenbäcks „Blättern für Literatur, Kunst und Kritik" hatte die junge Vereinigung ein Organ, das neben anderen

löblichen Tendenzen auch der Abwehr gegen ein verlogenes und dreistes Rezensententum dienen sollte. Sehr bald sah sie sich auch in eine heftige Fehde mit einem Manne hineingezogen, der eben damals nicht ohne Erfolg sich anschickte, die öffentliche Meinung Wiens zu beherrschen, mit Moritz Saphir. Vor kurzem erst war er nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin und München heimgekehrt und trieb in der „Theaterzeitung" sein Unwesen. Seine lyrischen Gedichte voll widerlicher Sentimentalität hatten der albernen Masse imponiert, seine Frechheit im Angriff galt für heldenhafte Kühnheit, sein schaler Wortwitz, der so oft ins Zweideutige schillerte, erregte wieherndes Gelächter. Wer das Reine besudelt und das wehrlos Große verhöhnt, hat noch stets willige Horcher gefunden. Als nun Saphir auf einen Artikel, den Bauernfeld in den „Blättern für Literatur, Kunst und Kritik" veröffentlicht hatte, mit wüsten Schmähungen erwiderte, da überwand Grillparzer seine Abneigung gegen alles Literatengezänk und trumpfte den dumm-dreisten Journalisten in einem Eingesendet ab. Freilich blieb er nicht bei Stiche, und Saphir gewann die Partie; wenigstens behielt er das letzte Wort. Grillparzer zog sich verekelt zurück, heimlich aber schmiedete er furchtbare Epigramme gegen Saphir, darunter das berühmte:

„Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von jedem Tiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre;
Nur eins vergaß der Ehrenmann: den Mut.
Da drückt er ihm die Nase ein voll Wut
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und rezensiere!"

Kaum minder scharf ist ein anderes, das gleichfalls Saphir zu betreffen scheint:

„Die Dichtkunst, sagt man oft und sagt es laut,
Sie sei ein treuer Spiegel dieses Lebens:
Wenn nun ein Affe in das Dichtwerk schaut,
Sucht er nach einem Sokrates vergebens.“

So wohl nun Grillparzer der Verkehr mit gleichgesinnten Männern tun mochte, so fehlte es doch nicht an Anlässen zu mehr oder minder heftigen Rückfällen in die alte Verstimmung. Seine äußeren Verhältnisse erfuhren eher eine Verschlimmerung als eine Besserung, an den entscheidenden Stellen begegnete man ihm andauernd mit Übelwollen, und zeitweise stellte sich, da die Honorare spärlicher zu fließen begannen, sogar Geldmangel bei ihm ein. „Durch eine längere Reihe von Jahren,“ seufzt er, „war ich gewohnt, aus dem Ertrag meiner poetischen Arbeiten mit Geld, diesem Universalhebel, immer versehen zu sein, und nun, da er fehlt und ich auf meinen Gehalt beschränkt bin, weiß ich oft nicht, wie auslangen. Ich kann entbehren, ja es fällt mir leicht, aber das Vorausberechnen und Überlegen, das immerwährend Sich-bewußt-bleiben, daß man kein Geld habe und sparen müsse, bin ich entwohnt worden.“

Auch Herzenskämpfe verstörten ihn bisweilen. Sein Verhältnis zu Kati war noch lange nicht geklärt; immer wieder gab es nach Zerwürfnissen jähe Anfälle von Verliebtheit. „Mittags bei Fröhlich. Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Versöhnung, eine Art Verlangen in mir,“ schreibt er noch am 11. Oktober 1832 in sein Tagebuch. „Ich nahm sie auf den Schoß und liebkoste ihr; das erstemal seit langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gerne wieder anfachen, aber es geht nicht. O, des Abstandes der früheren Zeit! Sie ist verwelkt, wir sind beide älter geworden.“ Und etwa

vierzehn Tage später heißt es: „Die Neigung zu Lucien (Kati) wieder einigermaßen erwacht. Ich wollte, es ließe sich viel herstellen, wie es einmal war."

Marie Daffinger kreuzt auch manchmal seinen Weg. Sie „läßt ihre Augen spielen", freilich ohne Erfolg; denn Grillparzer „hütet sich einzutauchen". Daneben locken, wenn auch flüchtig, andere Erscheinungen. „Jessika (der Übername für Anna von Kurzrock, in deren Haus Grillparzer und Bauernfeld viel verkehrten) — Jessika besteht durchaus darauf, mich zu besuchen. Sie ist unvorsichtig wie alle Teufel," notiert der Zweiundvierzigjährige, und es scheint über diese Jessika sogar zu einem Zwist mit Kati gekommen zu sein.

So wollten sich denn Ruhe und Friede noch immer nicht einstellen, wenn auch die alte Heftigkeit allmählich verbrauste.

Trotz alledem war gerade die Wende der zwanziger und dreißiger Jahre die fruchtbarste Zeit Grillparzers. Gleich nach der Aufführung von „Ein treuer Diener seines Herrn" ging er an ein neues Werk, die Liebestragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen". Der Stoff scheint schon 1819 seine Aufmerksamkeit erregt zu haben, 1821 beschäftigte er ihn wieder, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre begann der Dichter daran zu arbeiten, und kurz nach dem 25. Februar 1829 muß das Manuskript vollendet worden sein. Im Gegensatz zu anderen Werken Grillparzers ist dieses Drama, wie schon Laube in seinem Nachwort berichtete, langsam und stückweise entstanden. „Das erste Manuskript zeigt einen ausführlich entworfenen Plan voll mannigfaltiger Fragen und Antworten, voll Motivierungen der feinsten Art. Dann folgen szenische Ausführungen, in raschester, kaum noch leserlicher Schrift skizziert, und an diese reihen sich

wieder summarische Entwürfe." Aus diesen Vorarbeiten ging das eigentliche Manuskript hervor, das der ersten Aufführung zugrunde lag.

Der sanft-elegische Grundzug der Herosage mochte Grillparzer, der sich selbst einmal mit vielem Nachdruck einen elegischen Dichter nannte, besonders anziehen. „Die Liebe soll hier allerdings innere Hindernisse gewalttätig zu besiegen haben, aber kein brausender Wasserfall; ein Bach, der durch Kiesel schäumt und gleich wieder hell wird." So bezeichnet der Dichter den Charakter dieser Liebestragödie. In der Tat ist sie weit heller gehalten, als seine anderen Dramen, und man könnte sie fast ein tragisches Idyll nennen. Die allmähliche Ausgestaltung zeigt ein Vorschreiten von dem Verwickelten zum Einfachen; was der erste Entwurf an bewegter äußerer Aktion enthielt, das hat Grillparzer Stück um Stück beseitigt und die Handlung ganz in das Innere der Personen verlegt. Und wie in den Vorgängen, so hat er auch in der Diktion alles Heftige und Leidenschaftliche gedämpft und zu ruhiger Klarheit besänftigt. Unermüdlich suchte er nach dem schlichtesten Wort, nach einem einfachen, fast liedmäßigen Ausdruck der Gefühle. Mit Absicht hat er das lyrische Element so stark herausgearbeitet. Wer darin ein Zeichen für den Mangel an dramatischem Gehalt des Stückes erblickt, der vergißt, daß alles Drama zuletzt in der Lyrik wurzelt.

„Des Meeres und der Liebe Wellen" ist das einfachste unter allen Bühnenwerken Grillparzers, noch einfacher als „Sappho" und noch um einen Grad handlungsärmer. Man hat das Stück darum oft getadelt, besonders der vierte Akt erregte Bedenken. Auch Laube spricht ihm dramatische Wirkung ab, weil er ganz auf ein langsames Abwarten gestellt sei. „Das lähmt auf der Bühne immer

und ist gerade in einem vierten Akte schädlich, denn so nahe dem Schlusse des Stückes ist dramatischer Vorgang doppelt erforderlich." Wie in allen seinen Bemerkungen über Grillparzers Stücke kommt Laube auch hier über ein seichtes Gerede nicht hinaus. Was er sagt, ist die Ansicht eines Routiniers, nicht die eines Künstlers. Schon Grillparzer selbst hat mit gutem Grunde darauf hingewiesen, daß in „Hero" ein gewisses Retardieren und Pausieren vor der Katastrophe durch den Zusammenhang geradezu zum Erfordernis werde. In der Tat ist Zögern, Nichtstun, Abwarten im dramatischen Sinne so gut eine Handlung wie jede andere und muß wie jede andere dargestellt werden können. Das ist denn hier dem Dichter auch vortrefflich gelungen. Äußerlich geht nichts vor, aber in der Seele Heros welches quellende Leben, welches Vorwärtsdrängen der Sehnsucht, welche Steigerung einer mühsam verhaltenen Leidenschaft! Ein ganzes Frauenschicksal erfüllt sich da vor unseren Augen; Hoffen und Leiden, Erwarten und Bangen machen Hero eigentlich erst zum Weibe: sie hört auf, ein Wesen für sich zu sein, und lebt ganz nur in dem geliebten Manne. So kann man mit leichter Abänderung eines Wortes, das Grillparzer auf die Sappho angewendet hat, sagen, das Passivum an äußeren Vorgängen im vierten Akte der Hero-Tragödie sei, recht verstanden, ein dramatisches Aktivum. Nur müssen Dramaturg und Schauspielerin Einsicht genug besitzen, die Dehnung als solche herauszuarbeiten, und nicht, wie Laube das getan hat, mit allerhand kniffigen Mittelchen bemänteln zu wollen.

Wie in „Sappho", so folgte Grillparzer auch in „Des Meeres und der Liebe Wellen" den Spuren seines Ideals Goethe, und es ist wohl erklärlich, daß ihn gerade nach dem wildbewegten, oft sogar krassen Bancban eine

tiefe Sehnsucht nach abgeklärter und ruhiger Form ergriff. Aber während der Dichter der „Sappho" dem Vorbilde gegenüber seine eigene künstlerische Persönlichkeit nicht immer durchzusetzen vermochte, blieb der Dichter der „Hero" ganz er selbst. Nirgends geht in dem ruhigen Fluß des Ganzen der unmittelbare Reiz des Einzelnen unter, und in der klassischen Form drängt sich eine Fülle von charakteristischem Detail, für das Grillparzer nach seiner Gewohnheit manchen Zug dem Leben entlehnte. Hero trägt die Züge Marie Daffingers, aber nicht mehr als ihre Züge. Ihr „himmlisch schönes" Gesicht schwebte dem Dichter vor, in ihrem Wesen war freilich nichts von der Engelsreinheit Heros. Das Erwachen leidenschaftlicher Liebe in einem unschuldigen Frauenherzen hatte er dafür an Kati — scharf und sachlich genug — beobachtet. Doch noch andere Eindrücke gesellten sich hinzu. So bemerkt er auf dem ersten Entwurf: „Im dritten Akte zu gebrauchen, wie damals Charlotte, als sie den ganzen Abend wortkarger und kälter gewesen als sonst, in der Haustür das Licht auf den Boden setzte und sagte: ich muß mir die Arme freimachen, um dich zu küssen."

Bezeichnend wie dieser Zug ist alles in „Hero", bezeichnend sind sogar der liedmäßige Ausdruck und die breiten Reden; denn sie passen gerade zu den Personen. Darin bestand eben die große Kunst des Dichters, die ruhige Form nicht bloß als eine künstlerische Schranke gelten zu lassen, sondern sie zugleich zu einem charakteristischen Mittel der Darstellung zu machen. Darum bedeutet „Des Meeres und der Liebe Wellen" vielleicht den Höhepunkt seines Schaffens.

Trotzdem versichert Grillparzer, er habe „diesen herrlichen Stoff ohne die erforderliche Liebe" ausgeführt, „mehr, um überhaupt etwas zu machen, als weil ein

innerer Drang gerade zu dieser Hervorbringung nötigte". Und in der Tat, das Manuskript zeigt ja, wie mühselig mit mancherlei Unterbrechungen er an dem Drama gearbeitet hat. Es machte sich eben schon bei „Hero" fühlbar, was er später von „Traum ein Leben" eingestand: der Abscheu vor dem Geschaffenen, der sonst erst nach der Aufführung eingetreten war, meldete sich nun bisweilen schon während der Arbeit. Wohl gelang es Grillparzer immer wieder durch ungeheure Konzentration, das Abgerissene zu verknüpfen, aber eine Schöpfung aus einem Guß glückte ihm nicht mehr. Das Übel, das seinem Schaffen von Anfang an gefährlich geworden war, fraß weiter und weiter.

Am 5. April 1831 fand die Aufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" statt; sie brachte einen entschiedenen Mißerfolg. Natürlich verhielt sich auch die Kritik absprechend, und selbst ein so feiner Kopf wie Feuchtersleben fand bei aller Achtung vor dem Dichter an dem Stücke manches zu bemängeln. Besonders tadelte er, daß es sich um eine bloß sinnliche Liebe handle, was nicht genug tragisch sei.

Merkwürdigerweise war Grillparzer von dem Mißerfolge weniger betroffen, als man nach seiner Natur erwarten sollte — vielleicht weil ihn das Ringen mit dem Stoffe abgestumpft hatte —, und sehr bald sehen wir ihn mit einem neuen Werke beschäftigt. Wieder suchte er einen längst vorbereiteten Entwurf hervor. Zwischen „Ahnfrau" und „Sappho" hatte er den ersten Akt eines Märchenspieles geschrieben, das er damals „Des Lebens Schattenbilder" nannte. Verärgert hatte er die Arbeit abgebrochen, jetzt kam sie ihm wieder in Erinnerung. Er betrieb nämlich systematisch die Lektüre spanischer Dramen, und jeden Morgen, den Gott vom Himmel gab, leisteten

ihm Lope und Calderon Gesellschaft. In ihren Werken fand er manche Beziehungen, die ihm den halb vergessenen Plan ins Gedächtnis riefen, und er schritt endlich an die Ausführung.

„Der Traum ein Leben“, wie er das Stück nun in deutlicher Anlehnung an Calderon nannte, dieses mit der reifen Kunst des Meisters vollendete Jugendwerk, steht formell der „Ahnfrau“ sehr nahe, nicht sowohl, weil es gleich dieser in spanischen Trochäen geschrieben ist, als vielmehr in der Behandlung des Dialogs. Hier wie dort ein breites, nur selten unterbrochenes Ausströmen der Rede, ein förmliches Schwelgen in Worten, die mehr dazu dienen, das Charakteristische auszudrücken, als es mit darstellen zu helfen. Daß das trochäische Versmaß dazu nicht unmittelbar den Anlaß gab, beweisen die trochäischen Partien in der „Jüdin von Toledo“, die wesentlich anders gehalten sind.

Inhaltlich berührt sich das Märchenspiel am allernächsten mit dem „Goldenen Vlies“, obwohl auch in der „Sappho“ sich manches Verwandte findet. In beiden Stücken bildet das Heraustreten aus den engsten Grenzen des Ich den Ausgangspunkt aller Verwicklungen; das Begehren an sich selbst, nicht bloß das böse Begehren, ist etwas Gefährliches: es macht sich die innerste Natur des Menschen dienstbar, macht ihn zum Sklaven seiner Wünsche und Taten. Jason und Medea sehen am Ende aller Dinge nicht nur ihr Glück, sondern ihr eigentliches Selbst, das was sie ursprünglich waren, vernichtet; ganz ähnlich wird Rustan in seinem Streben nach Ruhm von Schritt zu Schritt in immer tiefere Schuld hinabgestoßen. Ein Unterschied freilich besteht, doch nur äußerlich: im Trauerspiel ist die Vernichtung bittere Wirklichkeit, im Märchenspiel ist alles nur Traum, es folgt ein fröhliches Er-

wachen und friedliches Einlenken zu stiller Beschaulichkeit. Die tiefschmerzlichen Worte Medeas aber:

„Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!“

kehren, allerdings freundlicher gewendet, in Rustans Reuebekenntnis wieder:

„Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel.
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.“

Mit erstaunlicher Kunst bewältigte Grillparzer das Traummotiv. Es liegt Raffinement in der Art, wie er es behandelt. Klar genug ist ja der Traum durch die symbolische Erscheinung der beiden Genien angekündigt, aber die folgenden, stürmisch bewegten Szenen lassen uns doch im Zweifel, ob wir es mit einem Blendwerk der Phantasie oder mit Wirklichkeit zu tun haben. Wir befinden uns ihnen gegenüber selbst wie in einem bangen Traume. Die wechselvolle Buntheit der Ereignisse, eingetaucht in eine schwüle Märchenstimmung, die wahnsinnig hastende, sich fast überstürzende Folge der wundervollsten Begebenheiten lassen uns den Traum ahnen, und doch ist wieder alles so klar, so unzweifelhaft folgerichtig, so bestimmt, daß es erlebt scheint. Gerade darauf aber kommt es hier an, daß die Zuseher im Zustande des Zweifels erhalten bleiben: wenn sie die Traumszenen völlig für wirklich hielten, müßte der Schluß — das Erwachen — als pein-

liche Überraschung wirken; wenn sie dagegen mit Ausschluß jedes Zweifels wüßten, daß es sich um einen Traum handelt, so würde der Ausgang nicht interessieren und alle Wirkung einbüßen. Grillparzer hat mit seinem glücklichen Instinkt die richtige Mitte getroffen, und während er in der charakterisierenden Belebung des Details lässiger verfuhr als sonst in den Werken seiner Reife, hat er seine ganze Kunst aufgewendet, das Charakteristische des Traums herauszuarbeiten; ja gerade durch jenen Verzicht, wodurch die Personen bisweilen etwas merkwürdig Schemenhaftes bekommen, mochte er seinen Hauptzweck wirksam fördern.

Grillparzer übergab das Märchenspiel, oder wie er es selbst ursprünglich mit deutlichem Hinweis auf die Vorstadtbühne nannte: das Spektakelstück, seinem Freunde Schreyvogel. Bedenklich war dieser vorsichtige Mann einer kühnen Neuerung gegenüber immer; diesmal war er sonderbarerweise geradezu entsetzt, und so zog der Dichter sein Drama zurück. Schreyvogel ist nicht mehr in die Lage gekommen, ein Werk Grillparzers aufzuführen. Sein Verhältnis zu Czernin, von Anfang an unerfreulich, hatte sich von Jahr zu Jahr verschlechtert; er hatte unter der kenntnislosen und unverständigen Despotie des Grafen schwer zu leiden. Solange Hofrat Mosel als Direktor des Burgtheaters zwischen dem Dramaturgen und dem Oberstkämmerer vermittelte, war ein Auskommen immerhin möglich; als aber Mosel zum ersten Kustos der Hofbibliothek ernannt wurde und Schreyvogel unmittelbar mit dem Grafen Czernin zu verhandeln hatte, wurde seine Stellung unhaltbar. Es kam zu einem heftigen Auftritte zwischen beiden Männern, und die Folge davon war, daß Schreyvogel unverzüglich entlassen wurde. So brüsk verfuhr man hierbei, daß man dem Entlassenen nicht einmal gestattete, einen vergessenen Regenschirm

aus dem Bureau abzuholen. Nicht lange sollte Schreyvogel die ihm widerfahrene Kränkung überleben; am 28. Juli 1832 raffte ihn die Cholera hinweg. Grillparzer verlor in ihm den Mann, der zu allen Zeiten treu zu ihm gestanden war und unter den schwierigsten Verhältnissen die Werke seiner Dichtkunst beschützt und gefördert hatte. Kenntnisreich und klug, ein Mann, in dem sich theoretische Einsicht und praktische Erfahrung vereinigte, war er trotz seiner manchmal zutage tretenden Engherzigkeit der erste und letzte wirklich bedeutende Dramaturg, den Wien aufzuweisen hatte. „Stand jemand Lessing nahe, so war es er," rühmte Grillparzer in der Grabschrift von ihm. Für den Dichter war es ein schwerer Verlust. Andere gesellten sich hinzu. Aus dem Verbande des Burgtheaters schieden kurz nacheinander drei Schauspielerinnen, die in der Darstellung Grillparzerscher Frauenrollen Unerreichtes geboten hatten: die Schröder ging nach Deutschland, Sophie Müller starb, Frau Korn aber zog sich vorzeitig von der Bühne zurück.

An die Stelle Schreyvogels wurde Deinhardstein berufen, ein nicht unfähiger, aber träger, frivoler Mann, ein immer lustiger Phäake, ohne Sinn für Ernstes und Großes, dabei haltlos sich den Wünschen der Vorgesetzten fügend. Im April 1835 wurde der Oberstküchenmeister Landgraf Fürstenberg zum Direktor des Burgtheaters ernannt, Deinhardstein verblieb in seiner Stellung als Dramaturg, Graf Czernin aber wahrte sich die oberste Leitung, bis er sich endlich nach etlichen Jahren zum Rücktritte gezwungen sah. Fürstenberg war in den Formen milder als Czernin, aber zu seinem Amte um kein Haar tauglicher als dieser. Czernin hatte sich geäußert, die Herren Grillparzer und Bauernfeld seien Geschmacksverderber, ihre Stücke taugten nichts, und Fürsten-

berg sagte in seiner Begrüßungsansprache an das Regiekollegium, freilich ohne Grillparzer ausdrücklich zu nennen: „Die modernen Tragödien sind nichts als ungeheure Sümpfe, welche man durchwaten muß, um endlich auf eine kleine Oase zu stoßen, auf der einige liebliche Blumen blühen. Und diese poetischen Blumen gleichen sich wie nahe Blutsverwandte; der König pflückt sie wie der Bettler, der Bösewicht wie der Tugendheld, der Niedriggeborene wie der Hochadelige. Von Charakteristik ist nirgends eine Spur. Darum ist es besser, man verwendet die Gaben hiesiger Darsteller dort, wo sie am ausgezeichnetsten sind — im Konversationsstück."

So hatten sich die Verhältnisse an der Stätte, auf der Grillparzer seine schönsten und wohl auch einzigen Lebenserfolge erblüht waren, in den letzten Jahren bedenklich verschlimmert. Es konnte nicht fehlen, daß er durch Zwischenträger von den ihn verletzenden Aussprüchen der Theatergewaltigen erfuhr. Er rächte sich dafür durch die beißende Satire „Bretterwelt", die den aristokratischen Leitern des Burgtheaters und dem gesinnungslosen Deinhardstein übel mitspielte; die famosen Dikta der Herren sind in wörtlichen Zitaten geschickt in den Text verwoben.

Die Berufung Deinhardsteins hatte insofern für Grillparzer eine günstige Folge, als der neue Direktor begierig nach dem Drama „Der Traum ein Leben" griff, das Schreyvogel abgelehnt hatte. Es wurde am 4. Oktober 1834 aufgeführt und fand ungeheuren Beifall, gegen den auch die boshafteste Kritik nicht anzukämpfen vermochte. Aber wie gegen den Mißerfolg der Hero zeigte sich Grillparzer auch gegen den Erfolg seines jüngsten Dramas abgestumpft. Merkwürdig genug begann er gerade in der Zeit, in der er am eifrigsten schuf, gegen sein Schaffen

gleichgültig zu werden. Gleichgültigkeit ist schlimmer als der Ekel, den er vorher nach dem Vollenden empfunden hatte: es war dies ein weiterer Schritt auf dem Wege, der zum völligen Verzichten führte.

Auch sonst brachte der Anfang der dreißiger Jahre manches Unerfreuliche für den Dichter. Am 23. November 1831 hatte er sich, bisher noch immer Konzipist, in einem äußerst energischen Gesuche um die Stelle eines Archivdirektors der Hofkammer beworben; am 23. Januar 1832 erfolgte die Bestallung. Eine Besserung seiner materiellen Verhältnisse war damit nicht verbunden, ja der Übertritt in ein Nebenamt bedeutete den Verzicht auf jede Beförderung. Allein Grillparzer griff danach, weil er in dem neuen Amte unabhängig und den Schikanen übelwollender Vorgesetzten mehr als bisher entzogen war. Bis zu seinem Übertritte in den Ruhestand blieb er denn auch Archivdirektor; er verwaltete sein Amt gewissenhaft, wenn auch in der Folge ohne Eifer: mehr oder minder galt es ihm doch als Sinekure.

„Ich habe des Menschen Sohn um dreißig Silberlinge verkauft,“ schrieb er in sein Tagebuch, als ihm die Ernennung mitgeteilt wurde. Schwerfällig und leicht verstört, wie er war, machte ihm der neue Wirkungskreis, das anfangs unerfreuliche Verhältnis zu seinen Untergebenen viel Beschwerden. Fast ein Jahr brauchte er, um sich einzuleben, und vor allem zog ihn das Amt von der Dichtung ab, die ja nach der Vollendung von „Traum ein Leben“ allgemach versiegte. „Diese letzten neun Monate,“ schreibt er am 13. Oktober 1832, „gehören unter die furchtbarsten meines Lebens. Es war mir durchaus unmöglich, die seit zehn Jahren zum erstenmal wieder ernstlich betriebenen Amtsgeschäfte mit meinen sonstigen inneren Beschäftigungen nur einigermaßen aus-

zugleichen, und die letzteren zogen sich darüber so ganz zurück, daß ich mir selbst zum Grauen ward und der Gedanke eines gewaltsamen Abschlusses einige Male ganz nahe trat."

Eine Fatalität, die für uns fast einen Stich ins Komische hat, für Grillparzer aber bitter ernst war, sollte die üblen Erfahrungen, die er mit dem Hofe schon gemacht hatte, noch bereichern. Als gegen Ende 1832 der Kronprinz Ferdinand von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen war, feierte der Dichter dieses Ereignis in einem überaus loyalen Gedichte, das mit folgenden Strophen beginnt:

Bist du genesen denn? Sei uns willkommen!
Wir jubeln laut dir in Begeistrungsglut,
Des Schatzes sicher, der uns halb genommen,
Der Zukunft froh; denn du bist gut.

Mag sein, daß höchster Geistesgaben Fülle
Dereinst umleuchtet deinen Fürstenhut;
Wir forschen nicht, was Zukunft erst enthülle,
Des Einen sicher jetzt schon: daß du gut.

Denn was der Mensch erringen mag und haben,
Der Güte bleibt der höchste, letzte Preis!
Der Gipfel sie und Inbegriff der Gaben,
Das Einz'ge, was nicht altert, selbst im Greis.

Die Weisheit irrt, Bedächt'ge trifft der Tadel,
Die Tapferkeit erreicht nur, was ihr glückt,
Doch Güte, Herr, gleicht der magnet'schen Nadel,
Zeigt nach dem ew'gen Pol hin, unverrückt.

Diese Strophen wurden auf das schmählichste mißdeutet, als habe Grillparzer durch den nachdrücklichen Hinweis auf die Güte des Kronprinzen andeuten wollen,

daß ihm Gaben des Geistes mangelten: aus dem loyalen Glückwunsch wurde ein Pasquill. Hunderte von Abschriften des Gedichts, in das man boshafte Gedankenstriche, Frage- und Ausrufzeichen eingestreut hatte, wurden rasch verbreitet und erregten ungeheures Aufsehen. Der Zensor Rupprecht machte einen Gassenhauer darauf:

„Bist du vernünftig denn? Will nichts mehr frommen?
Es trauern alle Freund' um dich herum,
Der Klugheit wegen, die dir ganz genommen,
Der Zukunft bang, denn du bist dumm."

Der Hof war empört, und besonders der Kronprinz ließ es sich nicht ausreden, daß Grillparzer ihn habe verhöhnen wollen. So war denn der Dichter recht übel daran. Die „Affäre mit dem Papste" war im Laufe der Jahre einigermaßen vergessen worden; nun hatte sie in der „Affäre mit dem Kronprinzen" eine höchst fatale Fortsetzung bekommen, und wieder zeigten sich dieselben Folgen: was in irgendwelcher Beziehung zum Hofe stand oder von ihm abhängig war, wendete sich mit gut gespielter Entrüstung von Grillparzer ab.

Zufälligerweise war er gerade damals um eine Gehaltszulage, die auch sein Amtsvorgänger bezogen hatte, eingekommen und mußte sich dem Kaiser in Audienz vorstellen. So verfehmt war er, und so allgemein war dies bekannt, daß das höfische Bedientenvolk vom Kammerherrn bis zum türhütenden Gardisten sich ein Hauptgaudium daraus machte, an dem auf Einlaß wartenden Dichter sein Mütchen zu kühlen. Der Monarch zeigte sich allerdings wider Erwarten gütig, allein die Gehaltszulage blieb aus, und als Grillparzer ein Jahr darauf sich um die eben freigewordene Stelle eines Direktors der Universitätsbibliothek bewarb, erfuhr er abermals eine Zurückweisung.

Unter diesen Verhältnissen traten Mißstimmungen wieder häufiger und häufiger auf, der Dichter klagt bitter über den völligen „Mangel an Applikation"; seine Schaffenslust versiegt, und nur die Umarbeitung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" beschäftigt ihn noch. Das einzige, was ihn leidenschaftlich interessiert, ist Politik. Die Julirevolution begrüßt er mit Freuden, und unvorsichtig genug ereifert er sich darüber. „Heute morgen im Büreau mit Hofrat und Hofsekretär über die Ereignisse in Frankreich disputiert. In die aufbrausendste Hitze verfallen, den werten Vorgesetzten Grobheiten aller Art gesagt."

Schon damals ist er sich vollkommen klar darüber, wie die freiheitliche Bewegung auf Österreich zurückwirken müsse. „Die ganze Welt wird durch den neuen Umschwung sich erkräftigen," schreibt er, „nur Österreich wird daran zerfallen. Der schändliche Machiavellismus der Leiter, die, damit die Herrscherfamilie das einzige Staatsverband ausmacht, die wechselseitige Nationalabneigung der einzelnen Provinzen hegten und nährten, hat wieder die Schuld. Der Ungar haßt den Böhmen, dieser den Deutschen, und der Italiener sie alle zusammen, und wie widersinnig gekuppelte Pferde werden sie sich in alle Welt zerstreuen, wenn der fortschreitende Zeitgeist die Gewalt des klemmenden Joches schwächt oder bricht."

Am 2. März 1835 starb Kaiser Franz; Ferdinand folgte, und unter diesem schwachen Monarchen ging der Polizeistaat unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. Franz war, wie Grillparzer einmal sagt, kurzsichtig, aber mit einem scharfen Blick für das Nahe begabt; er verstand sich darauf, die Gegner des Absolutismus niederzuhalten. Auch flößte seine patriarchalische Gestalt Respekt ein und versöhnte einigermaßen mit dem harten Druck

der Regierung. Ferdinand entbehrte dieser Popularität. Unter ihm verschärften sich die Verordnungen, aber sie wurden noch lässiger gehandhabt als früher; überall begann es zu gären. Schon hatte der Wiener Spaziergänger seinen Weckruf erschallen lassen, andere folgten. Grillparzer haßte zwar das politische Lied, es war ihm ein Greuel, weil damit die Politik ebenso wie die Poesie zu Schaden käme. Auch hielt er sich für seine Person streng an die Pflicht des Untertanen, die vor allem darin bestand, zu gehorchen. Dennoch schien ihm die Freiheit der Völker — freilich Freiheit in Ordnung — als das einzige Mittel, „die Zeit zu reinigen und dem vorherrschenden Egoismus die Wage zu halten". Auch er sehnte sich, nicht jetzt erst, aus der Finsternis nach dem Lichte. Es wurde ihm eng in seinem Vaterlande, und wieder einmal trieb's ihn in die Fremde, sich dort Erfrischung zu holen. Frankreich und England wollte er diesmal besuchen, die Länder, die jene Freiheit besaßen, nach der das übrige Europa noch vergeblich seufzte.

Am 30. März 1836 trat er die Reise an und fuhr fast ohne Aufenthalt nach Paris. Der erste Eindruck war nicht eben bedeutend, aber bald überwältigte den Dichter die Größe der Stadt, der breithinströmende Reichtum bewegten Lebens. Zwei Dinge interessierten ihn vor allem: die Politik und das Theater. Mit größtem Eifer wohnte er den Sitzungen der französischen Kammern bei, die ihn wegen der Gleichgültigkeit, mit der selbst wichtige Gegenstände behandelt wurden, ein wenig enttäuschten. Dennoch fühlte er sich erfreulich angeregt; nach seiner Gewohnheit beobachtete er scharf und mit ruhiger Sachlichkeit, wobei sich ihm immer wieder Vergleiche mit der Heimat aufdrängten. Dem französischen Theater spendete er reichliches Lob, besonders die Schauspieler, die im

leichteren Genre wirkten, gefielen ihm. Nur an der berühmten Dejazet rügt er eine verletzende Gemeinheit. „Es ist ein delabriertes Sichgehenlassen der Liederlichkeit in ihr, das mich anwidert.“ Am wenigsten befriedigt war er vom théâtre français; eine Tragödie von Racine sah sich an „wie gewaschener Kattun“. Mit der Künstlerwelt in Paris kam er nur wenig in Berührung, Begegnungen mit Dumas und Rossini verliefen flüchtig und ohne daß man einander näher kam. Freundlicher gestaltete sich sein Verhältnis zu Meyerbeer, „dem wackeren Manne mit den Künstleraugen“, dessen Hugenotten eben damals mit dem größten Beifalle gegeben wurden. Am interessantesten aber waren ihm zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. An dem ersteren achtete er ebenso die ehrliche Überzeugung wie die verständige Klarheit des Urteils, nur die übergroße Schärfe der Polemik schien ihm übel angebracht. Auch Börnes ketzerische Ansichten über Goethe forderten seinen Widerspruch heraus, aber er sah wohl, wie dieser seltsame Haß im Grunde nur dem „sogenannten Aristokratismus“ Goethes galt. Wenig erbaut war er von den Refugiés, die er bei Börne traf, und als dieser ihn zu einem Mittagmahle einlud, lehnte er vorsichtig ab, „weil ein Besuch schon Stoff genug für einen Gesandtschaftsbericht sei, ein Mittagmahl aber gar, und noch dazu in solcher Gesellschaft, ohne Zweifel die Zahl der sieben Todsünden um eine achte vermehren würde.“ Mit Heine verbrachte er eine heitere Stunde im lebhaftesten Austausch der Gedanken. So völlig verschieden die beiden Männer ihrem Charakter nach waren — der eine schwerblütig, in den bedenklichsten Verhältnissen fast pedantisch seinen Grundsätzen treu, der andere leicht, frivol und nichts weniger als ein Held der Überzeugung — echte Dichternaturen

waren sie doch beide, Naturen, in denen das Bild der Welt, ungebrochen durch das Medium der Reflexion, sich spiegelte. Auch gute Hasser waren sie und scharfe Beurteiler, und sie begegneten sich in der Verachtung der zeitgenössischen Literatur, deren aufgedunsene Nichtigkeit sie anwiderte. Grillparzer war von Heine entzückt; nicht einmal an der liederlichen Grisettenwirtschaft, in der er ihn traf, nahm er Ärgernis. „Mir ist Leichtsinn nur da zuwider," meint er, „wo er die Ausführung dessen, was man soll, hindert."

Wohler als in Paris, fühlte er sich in London, wo er nicht so sehr durch gesellschaftliche Verpflichtungen in der freien Verfügung über seine Zeit gehemmt war. Sehr erfreulich aber war es für ihn, alte Bekannte zu treffen, den Wiener Großhändler Figdor und seinen Sohn, die sich eben damals in der Themsestadt aufhielten und dem Dichter als liebenswürdige Führer in jeder Weise gefällig wurden. Mächtiges Staunen ergriff ihn, als er auf seinen Streifzügen durch London die großartigen Leistungen englischer Technik kennen lernte. Die herrlichen Brücken, die gewaltigen Docks, die fabelhaft schnell arbeitenden Dampfpressen imponierten ihm nicht wenig, und mit verwundertem Kopfschütteln besichtigte er die Arbeiten an dem damals noch im Bau befindlichen Themsetunnel; er zweifelte, ob das Riesenwerk auch je vollendet würde! Für seine bescheidenen Wiener Begriffe war das kaum denkbar. Mit Bewunderung erfüllte ihn die Westminsterabtei, freilich nicht etwa wegen der Schönheit ihrer Monumente. „Kaum eines dieser Denkmäler ist schön zu nennen, aber alle zusammen, was machen sie für einen Eindruck! Und das ist nicht tot, wie die Geschichte Deutschlands, sondern lebt im gegenwärtigen Leben, in noch bestehenden Institutionen. Wahrlich, das Land hat eine Geschichte, wir

haben nur Kuriositäten und Begebenheiten." Feiertagsstimmung aber überkommt ihn im Britischen Museum beim Anblick der „Elginschen Marmore". Vor diesen Resten griechischer Herrlichkeit verschwindet die lärmende Gegenwart. „Alles zerstört," ruft er schmerzlich aus, „aber überall Spuren einer Schönheit, die man mit keinem Dampfapparat herstellen und mit ihren höchsten Erzeugnissen nicht aufwiegen kann. Die Gruppe der drei Schicksalsgöttinnen, die Theseusbildsäule, die Metopen, die Friesen. Nicht Riesen-, Götterwerke. Was mag das gewesen sein!" Natürlich interessierte er sich wieder lebhaft für Politik und Theater. Über dieses ist er voll des Lobes. Während in Paris eigentlich nur die Boulevardpossen auf der Höhe stünden, sei in London alles vortrefflich; allerdings zeichne sich auch hier das Lustspiel besonders aus. Von den englischen Schauspielern rühmt er, sie hätten etwas Festes, auf sich Beruhendes, Männliches, was außerordentlich wohltue. Ähnlich schildert er die Männer der Politik. Das Haus der Gemeinen macht einen tiefen Eindruck auf ihn, und bei allen Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis des gesprochenen Worts entgegenstellen, wird er doch nicht müde, den Verhandlungen zu lauschen. Er bewundert die leidenschaftliche Beredsamkeit eines Sheil, den er eine Flamme nennt, eines O'Connel; aber auch die ruhige Überlegenheit Robert Peels imponiert ihm. Vor allem jedoch wirkt auf ihn das Gesamtgepräge des Hauses: der feierliche Ernst, der doch einen sehr temperamentvollen Eifer der Beratungen keineswegs ausschließt, die Sachlichkeit, mit der alle Redekämpfe ausgefochten werden, das fast dramatische Aufeinanderprallen der Parteien. Er fühlte in dem Hause wirklich etwas wie den Herzschlag eines Volkes, und mit neidischer Bewunderung rief er aus: „Die Engländer mögen nur ruhig sein.

Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wissen, wie allmächtig sie sind. Wenn sie einmal ernsthaft wollen, wird alles vor ihnen zerstäuben, wie selbst Napoleon zerstäubte."

Am 16. Juni verließ er London; er unterbrach die Rückreise an mehreren Orten, ohne jedoch irgendwo sich besonders angezogen zu fühlen. In Stuttgart traf er mit Uhland zusammen, und bei einer Flasche guten Weines führten die beiden ein erbauliches Gespräch bis in die Nacht hinein. Grillparzer gedenkt mit Wärme des ehrlichen Schwaben, den er den einzigen echt lyrischen Dichter jener Zeit nannte.

In München wartete seiner eine aufregende Nachricht: sein Bruder Karl, Zollbeamter in Salzburg, hatte sich eigenmächtig aus dem Amt entfernt, Weib und Kind verlassen und sich in Wien, wohin er gewandert war, eines an einem Handwerksburschen verübten Mordes bezichtigt. Das peinliche Aufsehen, das der Fall erregte, bereitete dem Dichter bittere Stunden. Er war überzeugt, daß sein Bruder nur in einem Anfalle vorübergehender Sinnesstörung gehandelt habe, und so verhielt es sich auch; trotzdem kostete es schwere Mühe, die Sache auszugleichen, und Grillparzer konnte nicht verhindern, daß sein ehrlicher Name allen Klatschmäulern der Stadt Beschäftigung gab. Neuerdings war er auch an das verhängnisvolle Erbübel seiner Familie gemahnt worden; rührend ist es, wie er den Behörden und wohl auch sich selbst nachzuweisen sucht, daß sein Bruder nicht wirklich wahnsinnig, sondern nur einer augenblicklichen Verwirrung erlegen sei. Endlich hatten seine Bemühungen Erfolg.

Unter so erschwerenden Umständen ging er, um seine Gedanken von den Sorgen des Alltags abzulenken, an eine neue Arbeit. Noch dazu galt es diesmal ein Lust-

spiel, die Komödie „Weh dem, der lügt." Aus der Chronik des Bischofs Gregor von Tours zog er den Stoff, und aus dem trockenen Bericht, der der Komik kaum Gelegenheit bot, einzusetzen, spann er eine heiter-bunte Fabel, erfüllt vom freiesten Humor. Sie beginnt allerdings mit einem beinahe feierlichen Ernste: mit der Mahnung Gregors, nur keinen Fingerbreit von der Wahrheit abzuweichen. Aber gerade, daß ein so lustiger und listiger Bursche wie Leon zum Hüter dieser ernsten Weisheit bestellt wird, macht die Komik aus. Ergötzlich ist es, zu sehen, wie er sich die Sache in seiner Art zurechtlegt und — sonst nicht an allzugroße Bedenklichkeit gewöhnt — nach einem erträglichen Kompromiß zwischen seinen Lebensmaximen und dem verpfändeten Worte sucht. Er steigert seine angeborne Fröhlichkeit bewußt zur ausgelassenen Unverschämtheit und kündigt alles, was er tun will, in einer Weise an, daß niemand daran glaubt: kurz, er lügt mit der Wahrheit. Im entscheidenden Augenblicke freilich fällt es ihm schwer aufs Herz, daß er damit wohl nicht ganz den Sinn des frommen Bischofs getroffen; vor die dringende Gefahr gestellt, gibt es kein Deuteln und Mäkeln mehr, nur freche Lüge oder offene Wahrheit. Mutig entscheidet er sich für diese, und gerade das bringt den Sieg. So lenkt die Komik wieder zum Ernste zurück, von dem sie ausgegangen war. Aber es ist ein heiterer Ernst, ein Ernst, dem das Lächeln wohl ansteht, in seinen Wurzeln genährt von fröhlicher Lebensbejahung.

In der Charakteristik der Personen ist Grillparzer wie im „Treuen Diener" so auch in seinem Lustspiele bis zur äußersten Grenze gegangen. Kattwald und mehr noch Galomir streifen bisweilen an die Karikatur, ohne ihr freilich jemals zu verfallen. Gewiß hat die persönliche Abneigung des Dichters gegen das „unsinnige" und „bar-

barische" altdeutsche Wesen, wie es mit den Romantikern heraufgekommen war, die Zeichnung um einige Tinten greller gefärbt; vor Geschmacklosigkeit aber bewahrte ihn sein sicherer Takt. Er hat nicht viel mehr getan, als was die Anlage des Stückes unbedingt erfordert. Galomir zumal — und darauf wies der Dichter selbst mit Nachdruck hin — muß geradezu vertiert sein, wenn wir die Flucht Edrithas entschuldigen sollen.

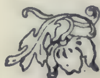
Manche Kritiker haben sich an dem Ernst des Stückes gestoßen, der das komische Element nicht recht zur Geltung kommen lasse. Laube besonders spricht „Weh dem, der lügt" die echten Lustspiel-Eigenschaften ab. Unglaublich seicht wie immer urteilt er auch hier. Wer in dem Lustspiel nichts anderes als oberflächliche Spaßmacherei und die bunte Drolligkeit verwickelter Situationen gelten läßt, wer das Belustigende der Charaktere nur aus ihren komischen Attributen zu erkennen vermag, der muß freilich von dem Lustspielwerte der Grillparzerschen Komödie gering denken. Wer aber weiß, daß Tragik und Komik in ihrem tiefsten Wesen verschwistert sind, wer sich klar gemacht hat, daß die Komik ausschließlich auf der freien Überlegenheit beruht, mit der uns die Personen in ihrer menschlichen Befangenheit gezeigt werden, der wird in „Weh dem, der lügt" wohl eines der wenigen wirklichen Lustspiele erblicken, auf die wir Deutschen stolz sein dürfen. Mit vollem Recht hat Sauer hervorgehoben, daß eine feine Märchenstimmung über dem Stücke liege, das darin an die Lustspiele Shakespeares erinnert; der Schein wird nirgends zur Täuschung, und so lebendig alles in dem Stücke zugeht, der Reiz des freien Spieles geht darüber nicht verloren.

Daß Grillparzer sein Lustspiel erst geschrieben, nachdem er Frankreich und England besucht, ist kein Zufall.

Dort hat er Menschen gesehen, die frei und fröhlich sich mit dem Leben herumschlugen, wie sein Leon. Gewiß, er mußte nicht erst in die Fremde gehen, um solche Charaktere zu entdecken, aber Anregung und Frische hat er sich dort geholt. Zu den anderen Figuren freilich bot die Heimat hinreichende Auswahl von Vorbildern. In Kattwald lebte jener wunderliche Graf Seillern wieder auf, von dessen Leidenschaft fürs Essen Grillparzer so Drolliges zu erzählen weiß, in Attalus sein Neffe, der ehemalige Zögling des Dichters.

Daß der hohe Adel dergestalt übel wegkam, wurde dem Stücke gefährlich; bei der Aufführung — am 6. März 1838 — kam es fast zu einem Skandal, die Aristokraten verließen, türezuschlagend, ihre Logen, der Ausdruck des Mißfallens war allgemein und rücksichtslos. Ungeschickte Besetzung der Rollen hatte zu dem Durchfalle redlich beigetragen. Natürlich fiel auch die Kritik über den Dichter her, und vor allem Saphir bedachte ihn mit einer ebenso schalen als gemeinen Satire, in der angeberisch auf die ungebührliche Gesinnung, die das Stück verrate, hingedeutet wurde. Dieser Niedertracht gegenüber verhielten sich die wenigen Wohlmeinenden vorsichtig und lau; auch sie erkannten den Wert der Dichtung nicht.

Grillparzer versuchte anfänglich, das hart mitgenommene Werk zu verteidigen, aber bald verstummte er. Im Jahre 1840 ließ er „Hero“, „Traum ein Leben“ und „Weh dem, der lügt“ drucken; das sollte sein Abschied vom Publikum sein.



X

Allmähliches Altern und Tod

Was Grillparzer im Unmut über die Ablehnung seines Lustspieles sich vorgenommen hatte, das sollten die kommenden Jahre leider erfüllen; außer einer Novelle und gelegentlichen Kleinigkeiten ließ er nichts mehr an die Öffentlichkeit gelangen. Die prächtige Szene „Hannibal und Scipio" — nur irrtümlich als Fragment bezeichnet, weil eine Ausarbeitung kaum je in der Absicht des Dichters lag — war schon 1838 in dem „Album zum Besten der Verunglückten in Pesth-Ofen" erschienen.

Wohl schuf Grillparzer in heimlicher Stube noch an manchem Werk, wohl gelang es ihm, noch drei Dramen zu vollenden, aber vor der Welt hielt er sie sorgsam ververborgen. Gewiß nicht bloß darum, weil er dem Publikum grollte, sondern weil er im tiefsten fühlte, daß keines mehr zu der Höhe seiner Meisterwerke hinanreichte. Das hochflammende Feuer der Schaffenslust, das ihn einst beseelte, war in sich zusammengesunken, und nur spärlich noch wärmte die Glut unter den Kohlen. An fremdem Feuer mußte er sich entzünden, wenn er wirklich warm werden wollte. Lope de Vega, den er seit 1824 las, wurde ihm zu einem unzertrennlichen Begleiter, seine Werke zu einer heiligen Schrift, die er täglich aufschlug, um sich daran zu erbauen. Lope de Vega ist denn auch den letzten drei

Dramen Grillparzers zu Paten gestanden. Langsam, im Verlaufe vieler Jahre, mit immer wiederkehrenden Unterbrechungen entstanden „Libussa", „Ein Bruderzwist in Habsburg" und „Die Jüdin von Toledo". Was der Dichter an „Traum ein Leben" beklagt, daß die Abneigung gegen das eigene Werk sich schon während der Arbeit einstellte, das gilt in erhöhtem Maße auch von ihnen, und sie alle tragen deutliche Spuren davon. Am wenigsten ist davon noch die „Jüdin von Toledo" berührt, obwohl auch durch dieses Werk ein Bruch geht: nicht so sehr, als ob der Schluß, wie manche behaupten, an sich unorganisch wäre, der Dichter hat nur nicht recht verstanden, ihn dem Gefühl glaubhaft zu machen; ein ungeglaubter Dichter jedoch, so sagt er selbst, ist schon verloren.

Die Stoffe, die den drei Dramen zu Grunde liegen, hatten ihn schon als jungen Mann gereizt. „Bruderzwist" und „Jüdin von Toledo" gehen auf das Jahr 1824 zurück, „Libussa" gar auf das Jahr 1819, wenn nicht noch weiter. Vollendet wurden alle drei Tragödien an der Wende der vierziger und fünfziger Jahre, um welche Zeit in Grillparzer sich wieder — das letzte Mal — Spuren größerer Fruchtbarkeit regten. Auch dieses Periodische seines Hervorbringens ist ja bezeichnend für ihn.

„Libussa" behandelt einen Stoff, der mit dem der „Sappho" nahe verwandt ist: das Schicksal des Auserwählten, der sich selbst und seiner höheren Bestimmung untreu wird, um unter Menschen menschliche Freuden zu genießen.

„Wer seinem innern Wesen widerspricht,
Der ist gezwungen, ob durch sich, durch andre.
Glaubst du, Libussa sei Libussa noch
Als Ordnerin des Hauses, als die Herrin

Von Mägden, die die laute Spindel drehn?
Hat darum Krokus, unser hoher Herr,
Sich einer göttergleichen Frau vermählt,
Daß seine Töchter mit gemeiner Sorge,
Mit engem Treiben um ein nichts bemüht?
Sie fühlt es nicht, allein ihr Wesen fühlt's."

So bezeichnet Wlasta treffend die Tragik Libussas. Das Weib in ihr hat die Seherin überwunden, die Herrscherin; sie hat ein Glück gesucht, das ihrem innern Wesen widersprach. Zuletzt freilich sehnt sie sich nach dem zurück, was sie gewesen, wie denn kein Mensch sich selbst ganz verlieren kann, wenigstens in Gedanken nicht; aber die Kraft reicht nicht mehr hin, das Verlorene zurückzuerobern. Untilgbares liegt dazwischen. Ein letztes Aufraffen bringt ihr freilich die Sehergabe zurück, aber auch den Tod. So wenig wie in „Sappho" dürfen wir in „Libussa" etwa bloß die Tragödie eines außerordentlichen Menschen erblicken. Der symbolische Gehalt echter Dichtungen füllt weite Kreise; wir haben es mit der Tragödie zu tun, die jeder Mensch erlebt, der sein besseres Teil um das Glück der Welt hingibt.

Leider verknüpft sich mit diesem Motiv ein anderes, das zwar wohl sachlich, d. h. nach dem Zusammenhang der Ereignisse, nicht aber seiner Bedeutung nach organisch eingegliedert ist: das Motiv von den Gegensätzen zwischen Mann und Weib. Grillparzer ist der Ansicht, daß das weibliche Geschlecht auch in seinen begabtesten Vertreterinnen von dem männlichen in der Ausdauer und Beharrlichkeit auf dem Entschlusse übertroffen werde, und so beugt sich denn Libussa, anfangs heftig widerstrebend, endlich aber willig vor der festen, in sich beruhenden Männlichkeit Primislaus'. Dieses Motiv beherrscht den ganzen Mittelteil des Stückes und lenkt unseren Blick auf

lange Zeit von dem Hauptmotive ab; am Schlusse merken wir freilich, daß es Voraussetzung der Katastrophe ist, aber das kommt zu spät; wir haben die tragische Wendung nicht klar genug vorausgesehen. So herrlich die einzelnen Teile sind, es fehlt an der nötigen Einheit, und das wird dem Drama verhängnisvoll.

Der Plan zum „Bruderzwist“ tauchte zum ersten Male auf, als sich Grillparzer mit „Ottokars Glück und Ende“ beschäftigte. Umfassende historische Studien halfen den ungeheuren und fast zerfließenden Stoff bewältigen. In die Person Rudolfs II. aber hat der Dichter mehr als in irgend eine andere seiner dramatischen Figuren von seinem eigensten, geheimsten Selbst hineingelegt. Wie jener war er in eine haltlos schwankende Zeit hineingestellt und sah bekümmerten Herzens das feste Gefüge des Staates zerbröckeln, wie jener sehnte er sich im Innersten nach einer neuen Zeit und fürchtete sie doch, weil er wußte, daß sie greuelvoll den Untergang nur beschleunigen müsse. In diesem Zwiespalt wurde sein Wille gebrochen, weltflüchtig zog er sich zurück, ein Sonderling, der aus seiner stillen Gelehrtenstube mißmutig den Lauf der Welt betrachtet. Wie Rudolf ist er verkannt, geschmäht, verfolgt, und wie Rudolf den Fluch über Prag ausspricht, aber reuig wieder zurücknimmt, so verwünscht auch er seine Vaterstadt, um sie gleich darauf wieder als liebender Sohn zu segnen. Bis in Einzelheiten, bis in ihre Sonderlingsmanieren hinein gleichen sich Dichter und Geschöpf. Dieselbe Schweigseligkeit, dieselben Lieblingsinterjektionen, die statt der Worte gelten sollen, dasselbe jähzornige Auffahren und kindische Stampfen mit den Füßen, ja sogar dieselbe Vorliebe für Lope. Rudolf ist vielleicht die vollendetste Gestalt, die Grillparzer je gelungen ist, von einer Fülle und unheimlichen Wahrheit, der sich kaum etwas ver-

gleichen läßt. Aber obwohl sie alle anderen Figuren des Dramas zurückdrängt, vermag sie dieses doch nicht eigentlich zusammenzuhalten. In „Ottokar" stand der Habsburger dem Böhmenkönig Mann gegen Mann gegenüber, und dieser Gegensatz bildete einen festen Kern, um den sich alle Vorgänge natürlich gruppierten. Rudolf dagegen hat kein solches Gegenspiel, oder vielmehr, es ist auf viele Personen verteilt, die durchaus keine Einheit bilden. Die feindlichen Erzherzöge könnten immerhin als solche gelten, allein die böhmischen Stände drängen nicht minder als sie den Kaiser, Katholiken und Protestanten bekämpfen ihn, obgleich untereinander hadernd. Das eigentliche Gegenspiel aber bildet Wallenstein, der Repräsentant der kommenden, starken Zeit; aber just er greift gar nicht in die Geschicke des Kaisers ein. So sieht sich dieser einem dunklen Gewoge der widerstreitendsten Bestrebungen gegenüber, und die Folge davon ist, daß das Drama in eine Menge von Episoden zu zerfallen scheint. Sachlich sind die Einzelvorgänge auch hier wie in „Libussa" untadelig verbunden, aber es mangelt die feste Form, die sie zusammenschlösse.

Mehr noch als in „Libussa" und im „Bruderzwist", die Lope außer der allgemeinen Anregung doch nur einzelne Züge zu verdanken haben, folgte Grillparzer in der „Jüdin" den Spuren des spanischen Dramatikers. Bei ihm holte er sich den Stoff; die Handlung, die er in „Las pazes de los Reyes y Judica de Toledo" vorfand, hat er in Umrissen und Hauptzügen beibehalten, auch im einzelnen manches entlehnt. Aber mit Glück suchte er bei alledem seine Unabhängigkeit gegenüber dem Vorbilde zu behaupten. Vor allem übersetzte er das Stück sozusagen aus dem Katholischen ins allgemein Menschliche. Damit war er gezwungen, dem Drama einen neuen Schluß zu

geben. Die versöhnende Macht des Gebetes, die bei dem Spanier alles endigt, konnte ihm nicht mehr genügen; aus dem sittlichen Bewußtsein mußte wie die Reue so auch die Verzeihung hervorgehen. Man hat den Schluß oft hart und grausam gescholten; er ist es nicht, er ist natürlich, im höchsten Grade sittlich. Alfons, noch als halbes Kind mit einer ihm gleichgültigen Frau vermählt und jahrelang neben ihr dahinlebend, ohne je zu erfahren, was Liebe sei, wird plötzlich von dem lebendigen Reiz einer sprühenden Natur besiegt. Die freilich unbewußte Koketterie Rahels hält er für naives Sich-hingeben, und die prickelnde Anmut ihres aus hundert Widersprüchen zusammengesetzten Wesens entflammt ihn zu heißer Leidenschaft. Vor ihrer Leiche wird er bekehrt, muß er bekehrt werden. Ihr Reiz bestand eben in dem lebendigen Wechselspiel pikanter Gegensätze, das Leben ist nun erloschen, der Reiz verflogen, feindlich streitet in dem starren Gesichte Zug mit Zug. Da erkennt Alfons seinen Irrtum, und mit Ekel erfüllt ihn, was ihn vor kurzem noch so süß bestrickt hatte. Derlei Umkehr war dem Dichter selbst nicht fremd, wenn auch nicht erst durch den Tod der Geliebten bewirkt. Aber wie oft sahen wir ihn von einem Weibe, das er angebetet, sich schaudernd abwenden, sobald er das Zusammengesetzte des scheinbar Einheitlichen in ihrem Charakter erkannt hatte und der lebendige Reiz vor seinen Blicken zerstoben war. In Rahel mag ihm Marie Daffinger vorgeschwebt haben; wie sie ist ja die Jüdin halb Kind, halb Teufel. Der Schluß ist also vollkommen natürlich, und nichts, was natürlich ist, sollte verletzen. Aber der Dichter hat, wie gesagt, versäumt, die Übergänge, die in den Charakteren wohl berechtigt sind, auch unserem Empfinden faßbar zu machen, und daran krankt der Schluß. Immerhin ist die „Jüdin“ unter den Spätwerken

Grillparzers das vollendetste, und in der charakteristischen Behandlung des Wortes ist er vielleicht nie so weit gegangen wie hier. Beispiellos ist die Kühnheit, mit der er den alten Isaak eine Sprache reden läßt, die deutlich an das Judendeutsch gemahnt, ohne freilich jemals die Grenzen der Schriftsprache zu überschreiten. Die größte Kunst besteht eben darin, trotz der scharfen Differenzierung des Einzelnen dennoch die Einheitlichkeit des Tones nicht zu verletzen.

Früher noch als diese Tragödien dürfte das Fragment „Esther" entstanden sein, etwa um 1840. Hier zeigt sich Grillparzer noch auf der Höhe seiner Kraft. Großartig ist die Gewalt der Konzentration, durch welche die fast überquellende Fülle des Einzelnen gebändigt wird. Welch ein Reichtum, welch lebendige Wahrheit in den Charakteren, welch ungeheure Wucht in der Exposition, welche fortreißende Stimmung in der Entwicklung, die in der Liebesszene zum Gipfel emporsteigt! Aber das Stück ist leider Fragment geblieben: aus äußeren Gründen, sagt Grillparzer; doch scheint es fast, daß er sich darin selbst täuschte. Eine jener damals nicht mehr seltenen Unterbrechungen mag eingetreten sein, und später vermochte er wohl nicht mehr anzuknüpfen. In Szenenführung und Charakterzeichnung weist übrigens auch „Esther" auf Grillparzers Schutzpatron Lope hin.

Von all diesen Werken erhielt die Öffentlichkeit nur spärliche Kunde. Bekannt wurden nur das Vorspiel zu „Libussa" und das Fragment „Esther"; jenes wurde 1840 zum Besten der Barmherzigen Schwestern aufgeführt, dieses erschien 1863 in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich" und kam fünf Jahre später — am 28. April 1868 — auf die Bühne des Burgtheaters.

Zum nicht geringen Staunen der literarischen Welt

brachte Majláths „Iris“ im Herbste 1847 eine Novelle des sonst beharrlich schweigenden Grillparzer. „Der arme Spielmann“ war sie betitelt. Das Original hatte der Dichter in dem Gasthause „Zum Jägerhorn“, in dem er zu speisen pflegte, kennen gelernt; aber er teilte der dürftigen Figur Blut von seinem Blute mit. Wie der Spielmann als Knabe, ein Armer im Geiste, den Unwillen seines Vaters erregte, so hat auch Dr. Wenzel Grillparzer an dem träumerischen, unpraktischen Wesen und den, wie es ihm schien, unverständigen Neigungen seines Sohnes Anstoß genommen. Wenn jener die Glücksgüter, die ihm in den Schoß gefallen, aus Mangel an Weltkenntnis wieder aus den Händen gab, so darf man wohl daran erinnern, daß auch der Dichter manche günstige Gelegenheit, die sich ihm bot, durch Ungeschick und linkische Scheu verscherzte. Ähnliche Stimmungen, wie sie der Spielmann erlebt, der nach hochfliegenden Künstlerträumen endlich seine Unzulänglichkeit erkennen muß, hat auch Grillparzer durchgemacht, freilich nur, weil er mit ungerechter Strenge über sich urteilte, und beiden bleibt zuletzt nur ein Trost: die Musik; ja weniger noch: die sinnliche Freude am Ton. Vortrefflich hat es Grillparzer — lange vor den Modernen — in seiner Novelle verstanden, unseren Blick dem scheinbar Unbedeutenden zuzuwenden. Die prächtige Schilderung des Kirchtags in der Brigittenau beweist übrigens, wie unrecht der Dichter hatte, an seinem Erzählertalente zu zweifeln.

In scheuer Zurückgezogenheit schuf er all diese Werke, aber von seiner einsamen Stube aus beobachtete er scharfäugig das Leben um sich her. Mehr und mehr gewöhnte er sich daran, seine oft verbitterten, aber immer schlagenden Urteile über Zeitereignisse und Zeitgenossen in die prägnante Form des Epigramms zu fassen. Hunderte

solcher Stachelverse hat er im Laufe der Jahre achtlos auf das nächste Blatt Papier hingekritzelt. In seinem Nachlasse sind sie gefunden worden. Unausgefeilt, spröd und eigensinnig in der Form, gehören sie doch zu dem Genialsten, was in dieser Gattung je geschaffen worden ist.

Je mehr Grillparzers dichterische Tätigkeit versiegte, desto umfassender wurde seine Lektüre. Erstaunlich ist, was er in sich aufgenommen hat. Es gibt kaum ein Wissensgebiet, dem sich sein Interesse nicht zugewendet hätte; selbst ihm fernerliegende Gegenstände, wie die Naturwissenschaften, lockten ihn gelegentlich an. Vor allem beschäftigte er sich natürlich mit Geschichte, Philosophie und Literatur. Wie kein anderer war er bestrebt, sich das gesamte Wissen seiner Zeit anzueignen, und in dieser Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen steht er Goethe nahe.

Sehr gering denkt er von der zeitgenössischen Dichtung. Das junge Deutschland kam in seinem Urteile um kein Haar besser weg, als seinerzeit die Romantiker. Das eitle und anspruchsvolle Unvermögen der jungdeutschen Literatoren ist ihm ein Gegenstand des Spottes, ihre sinnlos lärmenden Phrasen widern ihn an. Auch von Hebbel, mit dem er sich übrigens in die Verachtung des jungen Deutschlands teilte, fühlte er sich heftig abgestoßen; von „Judith und Holofernes“ sagt er, es sei der Idee nach das Geistvollste, aber der Ausführung nach das Fratzenhafteste, was man sich denken könne, und mit den Jahren besserte sich sein Urteil nicht. Ärgerlich zählte er Hebbel immer zu den Vertretern der „Begriffspoesie“, die ihm zuwider war. In Anastasius Grün achtete er den Menschen, von seiner dichterischen Begabung dachte er nicht eben hoch. Mehr Respekt flößte ihm das lyrische Talent Lenaus ein, von dem er — übrigens vorsichtig genug —

sagte, es streife manchmal ans Bedeutende. Halm dagegen schätzte er als Menschen wie als Dichter gering. Seine besondere Verachtung galt aber dem ekelhaften Treiben der Journalisten. Er, der doch mit der ehrlichsten Begeisterung und mit einem Können ohnegleichen jeden Tag seines Lebens dem wahren Fortschritt des menschlichen Geistes diente, erblickte in den Zeitungen geradezu eine Gefahr für die gesunde Entwicklung, und von glühendem Hasse zeugt sein Gedicht: „Der Henker hole die Journale“.

„Der Henker hole die Journale,
Sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt,
Der ekle Abhub von dem Wissenmahle,
Der, für die Viehmast, in die Zuber fällt.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

In einer Stunde wirst du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Ansicht zur verkehrten
Schwingt sich der Pendel immer wechselnd um.

Du brauchst nicht mehr zu wissen, noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Die Weisheit, statt zu kaufen, steht zu schenken,
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal.

Nun erst die Köche dieser Sudelküche,
Der Täter gibt der Tat erst ihren Fluch;
Noch ärger als der Speisen Qualmgerüche
Steht der Verfert'ger selber im Geruch.

Schon in der Schule bildet sich die Rasse,
Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklasse
Sich als Beruf zeigt und als Musaget.“

Während so in seinen vier Wänden eine Fülle lebendiger Beziehungen sich drängte, floß sein äußeres Dasein ruhig und gleichmäßig dahin. Nur bei seltenen Anlässen trat er in die Öffentlichkeit, so als man am 6. Dezember 1841 zu Ehren Mozarts, der vor fünfzig Jahren gestorben war, ein Bankett veranstaltete. Wo es seinen Liebling zu feiern galt, wollte er nicht zurückbleiben, und er überwand seine Scheu so weit, daß er sogar einen Trinkspruch auf Mozart ausbrachte. Sein herrliches Gedicht „Zu Mozarts Feier" war für die Denkmalsenthüllung in Salzburg bestimmt, kam aber zu spät und wurde dann in einer Zeitschrift veröffentlicht.

Mit Raffael, dem Maler der Madonnen,
Steht er . . . , ein gleichgescharter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst,
In der der Himmel sich vermählt der Erde,

rühmt er von Mozart, und er fährt fort:

Nennt ihr ihn groß? er war es durch die Grenze;
Was er getan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms.
Weil nie er mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf,
Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zum Ungetümen anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.

Das war sein künstlerisches Glaubensbekenntnis; nach dem edlen Maße, das sich in den Schöpfungen Mozarts verkörperte, hat er selbst unablässig gerungen.

Ein andermal — am 15. Januar 1844 — kam der Einsiedler zum Vorschein, als die Schriftsteller Wiens, L. A. Frankl an der Spitze, es geraten fanden, ihm zu Ehren ein Bankett zu geben, weil er nicht wie Liszt, Kopitar und Manzoni — den preußischen Orden pour le mérite bekommen hatte. Die demokratischen Herren waren darüber höchlich entrüstet. Grillparzer, der sich der albernen Feier nicht entziehen konnte, ärgerte sich im stillen.

Im selben Jahre sollte er übrigens daran erinnert werden, daß die Zeit der Zurücksetzungen für ihn noch nicht vorüber sei. Als Hofrat Mosel starb, bewarb sich Grillparzer um die erledigte Stelle eines Direktors der Hofbibliothek; sie wurde zwar nicht ihm, sondern dem Slavisten Kopitar verliehen, aber vor dem wissenschaftlichen Verdienste dieses Mannes trat der Dichter willig zurück. Da jedoch Kopitar schon im August seinem Amtsvorgänger in den Tod nachfolgte und Grillparzer sich abermals bewarb, war er überzeugt, diesmal könne ihm niemand den Rang ablaufen. Dennoch wurde ihm der Baron Münch-Bellinghausen (Halm) vorgezogen, den zwar keinerlei wissenschaftliches Verdienst, wohl aber seine Baronie und einflußreiche Protektoren empfahlen. Am Weihnachtsabende wurde Grillparzer das Gesuch zurückgestellt; das war die letzte, aber auch die bitterste Kränkung, die ihm im Amte widerfuhr. Er hat sie nur schwer verwunden.

Dafür wurde er 1847, als die Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, zu deren Mitglied ernannt. Zuerst gewillt, frostig abzulehnen, nahm er doch endlich kopfschüttelnd an. Höhnisch meinte er, die Akademie verdanke ihre Entstehung den galizischen Bauern; Metternich habe durch ihre Gründung die Blicke der Welt von den Revolten in Galizien ablenken wollen. Im Auftrage der

Akademie, die von ihren Mitgliedern eine ausführliche Darstellung ihres Werdeganges verlangt, schrieb der Dichter 1853 seine ausgezeichnete, freilich in Einzelheiten, besonders in Zeitangaben nicht immer verläßliche Selbstbiographie, die leider nur bis zum Jahre 1836 reicht.

Außer diesen Ereignissen brachten nur zwei Reisen einige Abwechslung in das einförmige Leben Grillparzers. Im September 1843 trat er eine Reise nach der Türkei und Griechenland an, die ihm aber durch den Aufstand in Athen arg verleidet wurde. Vier Jahre später reiste er in Begleitung seines Mündels Wilhelm Bogner nach Berlin und Hamburg, ohne daß sich jedoch bedeutendere Beziehungen ergeben hätten.

Die etwas mürrische Idylle, in der Grillparzers Leben hinfloß, wurde durch die aufregenden Vorfälle des Jahres 1848 gestört. Der Dichter hatte die Zeichen der Zeit längst verstanden, aber wie sehr er in seinem Innersten und laut mit Worten den erniedrigenden Druck des Polizeistaates verwünschte, vor einer gewaltsamen Umwälzung schreckte er doch zurück; nicht weil er sie für ungerechtfertigt hielt, sondern weil er in ihr eine schwere Gefahr für Österreich erblickte, das bei dem Mangel an Zusammenhalt der Teile Erschütterungen nicht ertrüge. In seinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ meint er, der Monarchie hätten durch ruhiges Abwarten die nötigen Reformen auf eine völlig gefahrlose Weise zuteil werden müssen. „Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Redeübungen des Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Österreich entweder aus dem deutschen Bunde aus-

scheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwickelung dargeboten hätten. . . . . Preußen hat alles, was Österreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu bestehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserung bedürftig. So wie Frankreich aus allen inneren Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel viel geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben."

Daß Grillparzer nicht erst post festum so dachte, beweist eine Tagebuchstelle aus dem Jahre 1836, die ganz ähnliche Gedanken ausspricht. Zu solchen Betrachtungen kam der Grimm über die Erbärmlichkeit der österreichischen Bewegung, die nicht durch die Not der Massen, sondern durch die Eitelkeit einiger Schriftsteller hervorgerufen sei. Heldenmut und ehrliche Gesinnung, die sich da und dort zeigten, konnten für die ideenarme Nachäfferei einer großen Sache nicht entschädigen. Immerhin stand der Dichter anfänglich der Entwicklung der Dinge nicht gerade feindselig gegenüber, und noch nach den Märzereignissen hoffte er auf vernünftige Mäßigung, ohne freilich vom Herzen daran zu glauben. In dem Hymnus „An mein Vaterland", der am 1. April in der „Konstitutionellen Donauzeitung" erschien, mahnte er seine Landsleute, nicht dem Schmeichellaut ihr Ohr zu leihen, nicht da und dort in die Schule zu gehen, „wo Falsch und Wahr und Schlimm und Gut sie längst auf Formeln brachten — wo selbst die Freiheit, die zur Zeit hinjauchzt

in tausend Stimmen, halb großgesäugt von Eitelkeit und von der Lust am Schlimmen"; er mahnt sie, in drangvoller Zeit „gesund natürlichen Verstand und richtiges Empfinden" zu bewahren.

Aber da kam die Flucht des Hofes, Pillersdorfs Kopflosigkeit schlug dem Fasse den Boden aus, und Grillparzer sah den Zerfall Österreichs unmittelbar drohen. In der Armee allein erblickte er das Band, das noch zu einigen vermöchte, und am 8. Juni ließ er seinen Ruf an den „Feldmarschall Radetzky" erschallen.

„Glück auf, mein Feldherr, und führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

Aus Torheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in allen.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ungarisch und böhmisch.

Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not
Hat Reiche und Staaten gegründet;
Der Mensch ist ein einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände;
Im Anschluß von allen liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende."

Das Gedicht erregte ungeheures Aufsehen; mit schlagender Kraft sagte es, was Österreich not tat. Grillparzer war nun in den hohen Kreisen auf einmal sehr beliebt, die Radikalen allerdings schalten ihn einen Reaktionär. Er kümmerte sich um das eine so wenig wie um das andere; er gehörte keiner Partei an und war, was die wenigsten sind, ein selbständig denkender Mensch. Sein Mahnruf verhallte wirkungslos, die Dinge nahmen ihren Lauf. Der Dichter zog sich nach Baden zurück. Die Greuel der Revolution erschütterten ihn, die Auflösung des Kremsierer Reichstages und die oktroyierte Verfassung vom 4. März fanden als ein erwünschtes Einlenken zur Ordnung seine Billigung. Wie er in der Kunst nach dem schönen Maße strebte, so waren ihm im Staate Gesetz und Ordnung heilig, und sie nach so viel unheilvoller Verwirrung herzustellen, schien ihm geradezu eine Forderung der Sittlichkeit. Ohne Liebedienerei, aber auch ohne Furcht vor der Menge sprach er seine Ansicht aus.

Seine Loyalität aber fand nun die gebührende Anerkennung. Am 15. Mai 1849 verlieh ihm der junge Kaiser Franz Josef das Ritterkreuz des Leopoldordens, am 5. Mai 1850 überbrachten ihm Minister Schwarzenberg und General Heß den Ehrensäbel, den die dankbare italienische Armee gespendet hatte, zugleich mit einem Handschreiben des Feldmarschalls Radetzky. Diesen Heerführer, der ihn einem Bankette zuzog, lernte er auch persönlich kennen; merkwürdig genug schwächte sich dabei seine Begeisterung merklich ab, und er meinte, Radetzky sei wohl ein Schlaukopf, aber kein echter Mensch.

Die Reaktion der fünfziger Jahre trug er zähneknirschend, aber geduldig; nur ganz im geheimen schmiedete er bissige Epigramme auf das System und die Machthaber. Auch er atmete denn erleichtert auf, als endlich

die Konstitution gewährt wurde. Am 18. April 1861 wurde er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen, eine Auszeichnung, die er mit Freude annahm. Anfänglich wohnte er den Sitzungen eifrig bei, zunehmendes Alter und Kränklichkeit verhinderten ihn aber mehr und mehr daran. Als es jedoch 1868 im Verlaufe der Konkordatsdebatte zur entscheidenden Abstimmung kam, da erschien er, von Anastasius Grün geleitet, im Herrenhause und gab seine Stimme für die Freiheit ab. Die begeisterte Bevölkerung Wiens brachte ihm eine Ovation dar, die keiner Verabredung bedurfte.

Die Lostrennung Österreichs von Deutschland, eine Folge des Krieges von 1866, war für sein patriotisches Empfinden ein harter Schlag. Nicht ohne Teilnahme, aber doch ein wenig mürrisch nach seiner Art nahm er die Ereignisse von 1870 auf; zwar gönnte er den deutschen Waffen von ganzem Herzen Sieg und Ruhm, aber der Österreicher in ihm war doch noch stärker als der Deutsche, und er fürchtete Bismarcks angebliche Eroberungsgelüste.

Seit 1849 lebte er bei den Schwestern Fröhlich, die ihm freundlich das Haus bereiteten. Da weilte er Herbst, Winter und Frühling über. Im Sommer ging er nach seiner Gewohnheit, teils zur Erholung, teils wirklich zur Kur, in ein Bad. Besonders in den steirischen Bädern Rohitsch, Römerbad, Tüffer und Neuhaus fand er sich gern ein; auch Baden wurde wiederholt aufgesucht. Weniger dagegen behagte es ihm in Sliacz und Teplitz.

Das Jahr 1856 brachte seine Pensionierung, wobei ihm der Hofratstitel verliehen wurde.

„Dichter zu belohnen,
Sind Orden und Titel
Die besten Mittel:

Für Fiktionen —
Illusionen."

schmält er in einem Epigramme, und in einem überaus drastischen Gesuche bittet er um Einrechnung von Personalzulage und Quartiergeld in das Ruhegehalt, was ihm denn auch bewilligt wurde.

Immer weniger konnte nun das Leben der Außenwelt an ihn herankommen, und wenn er je einmal sich unter die Menge mischte, so trieb ihn die Sehnsucht in seine stille Klause zurück. Von dem Schillerbankette, das 1859 mit großem Pomp im Sophiensaale gegeben wurde, drückte er sich ärgerlich, weil man die Feier für den großen Dichter zu politischen Demonstrationen benutzt hatte.

Eine Genugtuung jedoch sollte ihm noch in spätem Alter zuteil werden. Laube, der das Burgtheater unter den Oberstkämmerern Graf Lanckoronski und Fürst Vinzenz Auersperg von 1849 bis 1867 als artistischer Direktor leitete, ging systematisch daran, die halb oder ganz vergessenen Dramen Grillparzers dem Spielplane wieder einzufügen. Der Versuch glückte über alle Erwartung. Die Stücke, einst so stiefmütterlich behandelt und jetzt wie neue Schöpfungen wirkend, eroberten das Wiener Publikum. Auch in Deutschland begann man sich des Dichters zu erinnern, obschon es hier noch lange brauchte, bis sein Verdienst anerkannt wurde. Für Grillparzer war es eine späte Freude, erheben konnte sie ihn nicht mehr; auch ließ er sich nicht bewegen, die zurückgehaltenen Dramen herauszugeben.

Im Jahre 1863 tat er während seines Aufenthaltes in Römerbad einen gefährlichen Sturz, der ihm die Besinnung raubte. Die Schwestern Fröhlich eilten zur Pflege herbei, rührend gütig bemühten sie sich um ihn und

brachten ihn auch endlich wieder auf die Beine. Aber von dem Sturz war außer einer großen Erregbarkeit der Kopfnerven auch eine empfindliche Schwächung des Gehörs zurückgeblieben, und in seinen letzten Lebensjahren mußte der Dichter der einzigen Erquickung entbehren, die ihm noch geblieben war: der Musik; sie erschien ihm nur mehr als widerliches Geräusch. Auch sein Augenlicht nahm bedenklich ab, aber da war Kati, seine getreue Helferin, zur Hand; sie las ihm aus französischen und italienischen Autoren vor.

Sein achtzigster Geburtstag traf ihn zwar als gebrechlichen Mann, aber noch bei leidlicher Gesundheit. Er wurde als ein Festtag des deutschen Volkes begangen. Kaiser Franz Josef übersandte ihm das Großkreuz des Franz-Josefsordens, von weit und breit kamen Deputationen und Glückwünsche. Wehmütig ließ der Greis die lärmende Feier über sich ergehen. „Der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend antun, hätte mich in meinen jungen Jahren vollauf erquickt," seufzte er, „und mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte. Es sind jetzt doch nur die letzten Gnadenstöße, die man mir versetzt." Unter alle den Huldigungen von hoch und niedrig rührte ihn am meisten jene der preußischen Königin Augusta Viktoria, die ihren Glückwunsch als „Tochter Weimars" darbrachte.

Am 16. Januar 1872 erkrankte er, und die Ärzte erkannten sofort die Gefahr; aber er fügte sich ihren Anordnungen nicht. Noch am 21. Januar stand er gegen ihr ausdrückliches Verbot auf; er war so schwach, daß ihm Kati beim Ankleiden behilflich sein mußte. Müde streckte er sich in den Lehnstuhl hin. Um 1½ Uhr, während die Schwestern Fröhlich und sein Neffe Dr. Sonnleithner im

Nebenzimmer weilten, um den Schlafenden nicht zu stören, tat er einen leichten Seufzer, und die Herbeieilenden fanden einen Toten. Sein Scheiden war sanfter als sein Leben.

Mit größten Ehren wurde er bestattet. Aber Grillparzer, der Dichter, war schon lange vor Grillparzer, dem Menschen, gestorben. In den rüstigsten Mannesjahren war seine Kraft versiegt, hatte sich sein Dichtermund geschlossen. Er selbst war geneigt, sein frühes Verstummen den elenden Verhältnissen Österreichs zuzuschreiben, und andere haben es ihm nachgesagt. Kein Zweifel, daß die bitteren Erfahrungen, die er zu kosten bekam, ihn entmutigen mußten, aber der Kräftige stärkt seine Kraft im Widerstande. Die Ursachen seines vorzeitigen Versagens lagen in ihm selbst, in der unseligen Zwiespältigkeit seines Wesens, die ihn von dem Taumel der Begeisterung in den tiefsten Abgrund des Ekels warf. Schon am halbreifen Jüngling konnten wir sehen, wie seine Natur nach jeder gewaltsamen Anspannung und Steigerung von Geist und Gemüt gleichsam in ihre Elemente zerfiel, und Schritt um Schritt konnten wir das Umsichgreifen des Übels verfolgen. In „Traum ein Leben" erfolgte der Rückschlag schon während des Schaffens, und von da an konnte sich der Dichter immer weniger dieser furchtbaren Hemmungen erwehren, bis er ihnen endlich völlig erlag. Dazu kam, daß er — eben wieder in der Zwiespältigkeit seiner Veranlagung — von sich immer anderes wollte, als er zu geben vermochte. Sein Urteil verwies auf Goethe und Schiller als die untrüglichen Leitsterne, sein Herz aber gehörte den Spaniern, die seinem österreichischen Wesen viel näher standen; grollend maß er das Geschaffene an der Kunst Weimars und fand es nichtig. Sicherlich hätten günstige Umstände den Ver-

fall seiner Dichterkraft aufhalten, hinausschieben können. Nicht nur seine Feinde vergällten ihm sein Wirken, auch seine Freunde waren wie gegen ihn verschworen; Aufmunterung hätte er gebraucht, Befeuerung, Weckung seines Selbstvertrauens, sie gaben ihm aber Kritik, davon er selbst schon zuviel besaß. So förderten die Verhältnisse wohl sein qualvolles Verlechzen als Dichter, aber zu Grunde gegangen ist er an dem unheilvollen und unheilbaren Bruch, der durch sein ganzes Wesen ging.

Konnte er so auch nicht den ganzen Reichtum heben, der auf dem Grunde seiner Seele lag: was er uns geboten, dünkt uns, die wir empfangen, noch immer ein königlicher, köstlicher Schatz. — —

Die Schwestern Fröhlich sind ihm bald im Tode gefolgt: als die erste Pepi — am 7. März 1878; Kati — am 3. März 1879 — als die zweite; am 30. Juni desselben Jahres Betty, und Netti, die älteste, als die letzte, am 11. März 1880. Treu haben sie die Schätze seines geistigen Erbes gehütet und eine wohltätige Stiftung zu seinem Andenken errichtet. Ihr Name wird in dem Gedächtnis der Nachwelt auf immer mit jenem des Dichters vereint bleiben.



Bibliographie

Grillparzers Werke. Gesamtausgabe, besorgt von August Sauer. 5. Aufl. 20 Bände. Stuttgart 1894. Mit einer vortrefflichen Einleitung. Eine vollkommen verläßliche Datierung der Werke, besonders der lyrischen Gedichte war nicht immer möglich. Zur Lebensgeschichte des Dichters vergleiche seine Selbstbiographie (XIX), die freilich im einzelnen manche Irrtümer enthält und seine Beziehungen zu Frauen leider gänzlich übergeht. Ferner sind auch die Reise-Tagebücher zu vergleichen. Die Gedichte sind nach dieser Ausgabe zitiert, nur vereinzelt wurden ältere Fassungen herangezogen.

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy und August Sauer. 2 Bände. Stuttgart. Ein vorzügliches Werk; die Anmerkungen geben reiche und genaue Aufschlüsse über Grillparzers Zeitgenossen. Zur Ergänzung sind Band I u. II des „Jahrbuches" heranzuziehen.

Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit A. Foglar. 2. Aufl. Stuttgart 1891.

Littrow-Bischoff, Auguste von. Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer. Wien 1873.

Foglar und Littrow bieten willkommene Ergänzungen zu Grillparzers „Studien", welche die Bände XIV bis XVIII füllen, daneben auch Nachrichten über dichterische Pläne 2c. Natürlich ist all das mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen.

Castelli, Memoiren meines Lebens. 4 Bände. Wien und Prag 1861. Breit, geschwätzig, aber doch mit interessanten Aufschlüssen über den Dichter und Zeitverhältnisse.

Costenoble, Aus dem Burgtheater. Tagebuchblätter. 2 Bände. Wien 1889. Costenoble ist ein guter Beobachter; seine Tagebücher bilden eine vortreffliche Schilderung des Wiener Theaterlebens in den Jahren 1818—1837.

Pichler, Karoline. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 4 Bände. Wien 1894. Von den Denkwürdigkeiten dieser klugen, etwas nüchternen Frau gilt so ziemlich dasselbe wie von Castellis Memoiren.

Schreyvogel, Tagebücher 1810—1823. Mit Vorwort, Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy. 2 Bände. Berlin 1903. Konnte für das vorliegende Buch nicht mehr benutzt werden.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, redigiert von Karl Glossy. 13 Jahrgänge. Wien 1891—1903. Vorzüglich redigiert, enthält das Jahrbuch das reichste Material zur Lebensgeschichte des Dichters. Neben wichtigen Quellenschriften, von denen besonders Bauernfelds Tagebücher und Kati Fröhlichs Briefe aus Italien hervorzuheben sind, bringt es zahlreiche Monographien über den Dichter selbst, seine Zeitgenossen und Zeitverhältnisse.

Ehrhard, Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. München 1902. Das Hauptgewicht liegt auf der ästhetischen Würdigung von Grillparzers Werken.

Fäulhammer, Franz Grillparzer. Eine biographische Studie. Graz 1884. Etwas trocken, in Einzelheiten von der neuern Forschung überholt, aber im ganzen doch als ein verständiges und reichhaltiges Buch zn empfehlen.

Lange, Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Gütersloh 1894.

Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Stuttgart 1884. Übergeht die Jugendzeit fast vollständig, beschäftigt sich vorwiegend mit den Dramen Grillparzers, bringt aber wertvolle Auszüge aus den noch geheim gehaltenen Tagebüchern des Dichters.

Mahrenholtz, Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Leipzig 1890.

Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Berlin 1894.

— Grillparzer und Raimund. Leipzig 1897.

Frankl, Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien 1883.

Lichtenheld, Grillparzer-Studien Wien 1891.

Müller-Guttenbrunn, Franz Grillparzer. Wien 1891.

— Im Jahrhundert Grillparzers. Wien 1892.

Reich, Grillparzers Kunstphilosophie. Leipzig 1890.

— Grillparzers Dramen. Dresden 1894.

Rizy, Wiener Grillparzer-Album. Als Handschrift gedruckt. Wien 1877.

Sauer, Aus dem alten Österreich. Als Handschrift gedruckt. Prag 1895.

Scherer, Zum Gedächtnis Franz Grillparzers. Wien 1872.

Volkelt, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Nördlingen 1888.

Wolf, Grillparzer als Archivdirektor. Wien 1874.

Register.

N

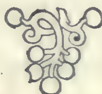
O

P

T

U

V



Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

Franz Grillparzers Sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen v. August Sauer. Oktav-Ausgabe in 20 Bden. 20 Einzelbände (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur) zu je M. 1.—, 10 Doppelbände in Leinen 20 Mark, 10 Doppelbände in Halbfranz 30 Mark

Grillparzers Werke. [Auswahl.] Mit Einleitung von August Sauer nebst der Einleitung und den Nachworten von Heinrich Laube. Oktav-Ausgabe in 8 Bänden

4 Doppelbände in Leinen 8 Mark, in Halbfranz 12 Mark

Grillparzers Werke. [Auswahl.] Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Volks-Ausgabe in 8 Bänden. Klein-Oktav

4 Doppelbände 4 Mark oder 8 Einzelbände zu je 50 Pfennig

Grillparzers Dramen. Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Herausgegeben von August Sauer. Oktav-Ausgabe in 6 Bänden

3 Doppelbände in Leinen 6 Mark, in Halbfranz 9 Mark

Grillparzers Dramatische Meisterwerke. Groß-Oktav-Ausgabe in 1 Band

In Leinen geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 4 Mark

Inhalt: Die Ahnfrau. Sappho. Medea. König Ottokars Glück und Ende. Des Meeres und der Liebe Wellen. Der Traum, ein Leben. Weh dem, der lügt!

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Zwei Bände. **Erster Band: Briefe. Zweiter Band: Tagebücher.** 2 Einzelbände (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur) zu je 1 Mark. 1 Doppelband in Leinen 2 Mark, in Halbfranz 3 Mark

Heinrich Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Mit Porträt in Stahlstich. Geheftet 4 Mark, in Leinenband 5 Mark

Betty Paoli, Grillparzer und seine Werke. Geh. 1.50 Mk.

☛ Außerdem sind Einzelausgaben der **Dramen, Gedichte, Erzählungen** und der **Selbstbiographie Grillparzers** in der „**Cotta'schen Handbibliothek**" erschienen; eine Anzahl seiner **Dramen** wurde von Professor Dr. **A. Lichtenheld** in der „Sammlung Cotta'scher Schulausgaben" herausgegeben. Ausführliche Inhaltsangabe nebst Preisen sämtlicher Ausgaben enthält der **Cotta'sche Klassiker-Katalog.**



Geisteshelden

Gegenüber dem Streben, den Einfluß und die Bedeutung **überragender Persönlichkeiten** zu leugnen, in dem Volk allein den Träger des politischen und geistigen Fortschrittes zu erblicken, ist man heute zu einer gerechteren Würdigung beider Faktoren gelangt. Die Teilnahme an der „Persönlichkeit" ist wieder erwacht, Nachrichten über ihr Schicksal, ihren Werdegang, ihr Wirken erwecken unser lebhaftes Interesse. Die Sammlung von Biographien **„Geisteshelden"** stellt sich die Aufgabe, diesem literarischen Bedürfnis entgegenzukommen, und der stets wachsende Erfolg — sind doch weit über hunderttausend Bände verbreitet — ist die Rechtfertigung ihres Strebens.

Die Biographien-Sammlung **„Geisteshelden"** ist für weite Kreise bestimmt. Klar und anschaulich schildert jeder Band seinen Helden, frisch und lebendig fließt die Erzählung dahin. Der Text ist nicht mit Anmerkungen beschwert; im Anhange erhält der Leser die nötigen Literatur-Nachweise. Wird sich so der Laie der Lektüre der einzelnen Bände mit Vergnügen hingeben, so nimmt sie auch der Gelehrte, der Lehrer und der Student mit Vorteil zur Hand. Die neuesten Forschungen bilden überall die Grundlage der Darstellung. Ein Blick in das Autoren-Verzeichnis tut dar, daß die **besten Namen** in dem Unternehmen vereinigt sind. Von einzelnen Bänden wird sich sagen lassen, daß sie bahnbrechend gewirkt haben; von **anerkanntem wissenschaftlichen Wert** sind alle.

Sorgfältig hält sich das Unternehmen von Einseitigkeit fern. Die führenden Geister aller Nationen werden in den Rahmen der Betrachtung gezogen, die Dichter, die Künstler, die Musiker, die Philosophen, die großen Entdecker, bedeutenden Fürsten, Staatsmänner usw. werden in buntem Wechsel vorgeführt. In ihrer Gesamtheit bieten somit die Bände ein **wahrhaft erhebendes Bild von der Vielseitigkeit und Größe des menschlichen Geistes,** eine Fülle edlen Genusses und reicher Anregung, an denen sich noch die kommenden Geschlechter erbauen werden.

Sollten sie nicht auch geeignet sein, endlich jene Klagen der Eltern und Erzieher zu ersticken, daß es der reiferen Jugend an guter Lektüre gebräche? Hier, deutsches Volk, hier, ihr Väter und Mütter, hier, ihr Lehrer, wird sie euch geboten. Zeiget der Jugend große Vorbilder, und ihr werdet sie fesseln, begeistern, erbauen und belehren!

Alt und Jung, Gelehrte und Laien mögen sich also **bilden, anregen** und **erheben** an den **„Geisteshelden".** Namentlich aber sollten sie in keiner Lehrer- und Schülerbibliothek, in keiner Lesehalle und Volksbücherei fehlen. Jedem sollte Gelegenheit geboten sein, einige Stunden in der Gesellschaft vornehmer Geister zu verweilen, und diesen Verkehr will unsere Sammlung **„Geisteshelden"** vermitteln.

In Vorbereitung befinden sich:

Richard Wagner. (Prof. M. Koch) — **Hebbel.** (Prof. R. M. Werner)
Friedrich der Große. (Archivrat Dr. Georg Winter)
Cromwell. (Prof. W. Michael) — **Adam Smith.** (C. Jentsch)
Uhland. (Prof. Erich Schmidt) — **Heine.** (Dr. R. Steiner)
Hans Sachs. (Privatdozent Dr. Max Herrmann)
Voltaire. (Prof. W. Bolin), **und andere Bände.**

Preis jedes Bandes: Geheftet M. 2,40
in feinem **Leinenband** (rotbraun, grün oder blau) M. 3,20

Die mit * bezeichneten Bände kosten die Hälfte mehr.

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Geisteshelden

Bisher erschienen folgende — einzeln käufliche — Bände:

Bei Bestellung genügt Angabe der eingeklammerten Band-No.

„Das Ideal ist kein Leckerbissen, sondern tägliches Brot."

Naturforscher und Reisende. 5 Bände.

Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
Kepler. * Galilei. Von Prof. Dr. Günther.
A. v. Humboldt. * L. v. Buch. Von Prof. Dr. Günther.
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer.
Stanley. Von Paul Reichard.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 16,—

Vaterländische Kultur. 7 Bände.

Luther. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger. 3 Bde.
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt.
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt.
List, Friedrich. Von Carl Jentsch.
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 24,—

Fürsten und Kriegshelden. 5 Bände.

Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski.
Moltke. 3 Bde. Von Oberstl. Dr. Max Jähns.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 17,60

Philosophen. 6 Bände.

Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
Montesquieu. Von Prof. Dr. Albert Sorel.
Herder. Von Superintendent Richard Bürkner.
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp.
Schopenhauer. Von Konsul Dr. Eduard Grisebach.
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 23,60

☛ Wünschen hinsichtlich einer veränderten Zusammenstellung kommt der Verlag bereitwillig entgegen.

Die Einbände sind in rotbrauner, blauer und grüner Farbe vorrätig.

Anzengruber

Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung

von

Anton Bettelheim

Mit dem Bildnis von Scherpes Anzengruber-Denkmal

Zweite vermehrte Auflage. 295 Seiten. Geheftet M. 2.40 (= Kr. 2.90); in Leinen gebd. M. 3.20 (= Kr. 3.85).

Diese warmblütige, mit der intimen Herzenskenntnis des Freundes geschriebene Biographie ist schon in der ersten Auflage ein Standardwork für alle geworden, die sich genießend oder kritisch mit dem großen österreichischen Volksdichter beschäftigen. **Münchener Allgem. Zeitung**

Wir empfehlen dieses biographische Buch jedermann, der den hohen Wert der Anzengruberschen Schöpfungen, der großen Volksschauspiele vor allem, aber auch seiner vortrefflichen Romane und Novellen zu würdigen weiß. **Der Bund**

Zeitgenössische Franzosen

Literaturgeschichtliche Essays

von

Max Nordau

365 Seiten. Geh. M. 5.60 (= Kr. 6.75); fein gebd. M. 6.80 (= Kr. 8.15)

Inhaltsauszug:

Romandichter: Balzac — Michelet — Edm. de Goncourt — Anat. France — Maupassant — „Drei Eifersuchtsstudien", u. a. m.
Die drei Fürsten: Verlaine — Mallarmé — Dierx.
Dramatiker: A. Dumas — Brieux — Hervieu — Maur. Donnay — Franç. de Curel — „Andere Problem-Dramatiker" u. a. m.
Cyrano de Bergerac — Französ. Einflüsse auf Schillers „Don Carlos".

Neue Freie Presse: Es dürfte kein Zweiter unter den Zeitgenossen seine Argumente und Bilder aus so verschiedenen Gebieten nehmen, wie dieser Polyhistor mit der Tournure eines Weltmanns: Biologie und Philologie, Ästhetik und Archäologie, Linguistik und Philosophie leihen ihm gleich willig ihre Waffen.

